

BIBLIOTEKA  
Instytutu  
Bałtyckiego  
w Bydgoszczy  
Gdańsku

P 01101 III  
1939.

# Das Bollwoerk

Universität Gdańsk  
Bibliothek



Aus der Buchheide bei Stettin: Skifahrt ins neue Jahr

Aufnahme: Teschke

**STETTIN**

JANUAR 1939

**PREIS 40 PF.**

HEFT 1 / 10. JAHRGANG

# An die „Vollwert“-Leser!

---

---

Das kulturelle Leben in Deutschland wird seit dem Sieg der Bewegung Adolf Hitlers nach Inhalt und Form immer stärker durch den Nationalsozialismus bestimmt. Auch die landschafts- und die stammesgebundenen Kräfte treten einsatzbereit in den Dienst der großen Volksidee der Deutschen.

Es bedeutet also eine Folgerichtigkeit in der Entwicklung unserer Zeitschrift, wenn sie in zunehmendem Maße die geistige Verbindung zur NSDAP. ausbaut.

Es ist uns eine Freude, unseren Lesern die Mitteilung machen zu können, daß vom neuen Jahr ab der Parteigenosse Paul Eckhardt, Stettin, Gauschulungsleiter der NSDAP., die Hauptschriftleitung des „Vollwert“ übernommen hat und damit eine Erweiterung des Aufgabengebietes unseres „Vollwert“ gesichert wird.

POMMERSCHER ZEITUNGSVERLAG

Verlagsleitung

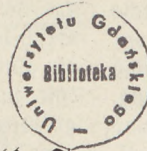
# Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

10. Jahrgang

Stettin, Januar 1939

Heft 1



## „Ich bin durch die Länder des Ostens gefahren ...“

FRAGER: Ich bin durch die Länder des Ostens gefahren,  
Das Letzte will ich dich fragen:

„Ich sah den Osten in Völker und Staaten zerspalten,  
in vielen Zungen hörte ich reden landauf und landab.  
Die deutschen Gruppen in ihren Grenzen  
leben entrechtet und werden erstickt.  
Wie willst du den Völkern der fremden Zungen  
die Augen öffnen, vielleicht auch die Herzen?“

HAUPTSPRECHER: Ich gebe die Antwort, mein Kamerad,  
und alle Völker im Osten mögen sie hören:

„Vor ihren Toren gellen die roten Signale  
und hehen die Völker zum letzten Gefecht.  
Völker im Osten, die Stunde fordert Entscheidung:  
Sichert mit uns den Frieden der Welt,  
oder die bolschewistische Bier  
zertrümmert euch Volk und Staat!“

AUS EINEM WEIHESPIEL DES REICHSARBEITSDIENSTES

# Deutsche Selbsterlösung

VON PAUL ECKHARDT

Diese Rede ist niemand gesagt, denn der sie schon sein nennt als eigenes Leben, oder sie wenigstens besitzt als eine Sehnsucht seines Herzens. Meister Eckhart.

Als Adolf Hitler vor nunmehr sechs Jahren die Geschichte des Reiches vor Gott und der Welt in seine starke Hand nahm, ging eine Welle der Erleichterung, der Befreiung durch unser gedrücktes und schwer darniederliegendes deutsches Volk.

Wir hatten den größten Krieg der Weltgeschichte verloren. Nicht etwa, weil wir schlecht gekämpft hätten, sondern weil wir das Opfer eines teuflischen Betrügers geworden waren.

Das ging über das Begriffsvermögen der Besten unseres Volkes, eines Volkes, das stolz die besten Soldaten der Welt sein eigen nennen durfte. Millionen deutscher Männer, eine rassistische und kriegerische Auslese ohne Gleichen, hatte mit ihrem Herzblut die Grenzen des deutschen Lebensraumes abgesteckt, hatte vier harte und opferreiche Jahre hindurch einer feindlichen Welt standgehalten.

Es war wieder einmal der Beweis erbracht worden, daß die Weltgeschichte kein Rechenexempel ist, sondern ein ewiges Ringen geheimnisvoller aus dem Blut aufsteigender Kräfte. Und diese Kräfte entziehen sich der mathematischen Beweisführung. In den Schlachten des Weltkrieges vermochte das Material nicht Herr zu werden über das Blut und den aus ihm geborenen Geist.

Und trotzdem kam das furchtbare Ende.

Gewiß konnten wir Frontsoldaten vor den ewigen Richterstuhl der Geschichte hintreten und bekennen: Wir haben getan, was in unserer Macht lag; wir sind marschiert über die halbe Welt, unsere Regimenter standen in drei Erdteilen, mit unseren Leibern deckten wir die Heimat; wir stritten in fanatischer Verbissenheit weiter, als der Lorbeer des Sieges in immer weitere Fernen rückte, wir hungerten und verzichteten und entbehrten. Wir nahmen täglich Abschied von liebgewordenen Kameraden, die der Herr der Schlachten aus unserer Mitte nahm. Deutschland stand auf einem Scheiterhaufen, den ihm eine ganze verblendete Welt errichtet hatte und schrie vier Jahre das trotzige Märtyrerwort „Und dennoch“ hinaus, schrie es hinauf zum Him-

mel, zum göttlichen Lenker aller Menschengeschichte.

Aber es wurde ihm keine Antwort. Es klagte an und haderte: Was muß das für ein Gott sein, der ein so sauberes, so anständiges, so tüchtiges Volk im Stich läßt! Ist das wirklich ein gerechter, ein gütiger Gott, der seine besten Soldaten kalt zugrunde gehen, der an ihnen den größten Betrug der Weltgeschichte verüben läßt?

Soll alles „umsonst“ gewesen sein? „Umsonst“ - Ein furchtbares Wort.

Viele erhofften die Gnade des Feindes, Hilfe von außen - sie wurden bitter enttäuscht: Der Präsident der USA, Wilson, dem soviel, man möchte sagen, kindliches Vertrauen von deutscher Seite entgegengebracht wurde, entpuppte sich als der schwächste und erbärmlichste Betrüger.

Andere harteten und beteten um Erlösung von dem furchtbaren Joch des Schicksals. Aber durch Beten ist noch kein Volk frei, durch Beten ist noch kein Volk satt geworden. Das Gebet mag je nach Veranlagung und Temperament dem Einzelmenschen Tröstung und Sammlung sein. Ein ganzes Volk, das in Not und Knechtschaft geraten ist, kann nicht durch eine außenstehende Kraft erlöst werden. Völker und Völkergröße gründen sich ausschließlich auf eigene Kraft.

So hatte das deutsche Volk nach dem Zusammenbruch den Glauben an eine Erlösung von außen und oben verloren.

Da kam Adolf Hitler. Er kam nicht von außen und er kam nicht von oben: er kam aus der Mitte seines Volkes.

Die von ihm aus den Tiefen des deutschen Herzens geschöpfte Idee wurde zur Idee der deutschen Selbsterlösung.

Hilf dir selbst, dann hilft dir der Herrgott.

Dies ist das erste Gebot unseres nationalsozialistischen Glaubens.

Es ist nicht wahr, daß das Dichten und Trachten des Menschen böse von Jugend auf sei.

Und andererseits trifft es auch nicht zu, daß der Mensch von Natur aus gut sei.

Nein, das Böse und Gute besteht nebeneinander in der Welt, oft ganz wunderbarlich gemischt. Es besteht auch nebeneinander in den Völkern und auch in den einzelnen Menschen.

Warum, fragen viele, ist das so? Warum hat Gott das Böse überhaupt zugelassen, wenn er selbst das Gute schlechthin ist? Nein, er wollte, daß das Leben sich erhalte im Kampf des Guten gegen das Böse. Er wollte, daß letzte Erfüllung des Lebens Sieg und Triumph des Guten über das Böse sei.

Das ist die von Gott gewollte Idee der Selbsterlösung: Daß jedes Volk sich selbst beginne auf die guten Kräfte, die ihm der Allmächtige ins Blut gelegt, daß jedes Volk aus diesen, seinen guten Kräften seinen Kampf führe, den Kampf für das Gute gegen das Böse.

Was ist nun gut, was ist böse? Gut ist alles, was der göttlichen Schöpfung dient, böse ist alles, was sich gegen diese göttliche Schöpfung richtet.

Denn Völker sind nicht Menschenwerk, sondern göttliche Geschöpfe. Gut ist darum alles, was dem Leben des Volkes dient, böse ist alles, was dem Leben des Volkes abträglich ist.

Gott gab den Völkern, seinen Geschöpfen, ihr Blutserbe, er gab ihnen den Boden der Heimat. Er will, daß sie ihr Blut rein, er will, daß sie ihre Heimat heilig halten. Er will den Kampf des Blutes um den Boden der Heimat.

Wer aber andere zur Sünde wider das Blut verführt, wer anderen die Heimat raubt, wer also dem Guten die Kraft zur Selbstbehauptung nimmt, ist damit böse.

Wir wissen nun um zwei Wege völkischer Selbstbehauptung: Kampf und Arbeit! Wer den Kampf liebt und die Arbeit achtet, dient dem Guten und damit dem Leben.

Wer aber den Kampf ächtet und die Arbeit verflucht, wird damit zur Verkörperung des bösen Prinzips in der Welt, wird zum Totengräber des Lebens. Es gibt, soweit Menschen denken, nur eine Macht auf der Welt, die dieses böse Prinzip schlechthin darstellt, das Judentum.

Wenn das biblische Wort, daß das Dichten und Trachten des Menschen böse von Jugend auf sei, sich nur auf den jüdischen Menschen beziehen soll, was wir annehmen, dann allerdings trifft es zu.

Wer vergiftet das Blut anderer Völker und macht es schwach zum Kampf, schwach an Leib und Seele?

Wer raubt anderen Völkern Boden und Heimat?





Bauernmädcl aus der Grenzmark am Brunnen

locken. Landflucht ist Sünde wider Gottes Gebot. Denn Kampf und Arbeit lautet der Auftrag des Allerhöchsten an uns. Du sollst deiner Heimat die Treue bewahren, Kamerad, indem du ihr, mit ihr und für sie kämpfst und arbeitest! Das ist Gottes Gebot, ob es gleich nicht in den Büchern des Morgenlandes steht. Der Herr gab dir dieses Gebot im Ranonendonner des Krieges, er schrieb es auf mit der Gefallenen Blut.

Dies alles ist gewiß nicht einfach. Das wissen wir. Aber danach fragt der Nationalsozialist nicht. Auf Grund nützlicher Überlegungen des sogenannten „gesunden Menschenverstandes“ könnte man vielleicht sagen: dies karge Land an der Grenze ist kaum eine Bereicherung für einen Gau; es hat keine sonderlichen Bodenschätze, der Ertrag der Äcker ist gering; Mühe und Entsaugung sind hier zu Hause... Und seien es dürftige und öde Heiden und wohne die Sorge dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb-

haben - denn es ist deine Heimat! Nationalsozialismus ist nicht eine Folgerichtigkeit materieller Überlegungen - Nationalsozialismus ist eine Folgerichtigkeit heißer Herzen.

Wir Deutschen lieben die Heimat so sehr deutsch, daß wir für sie ein Wort fanden, das in kaum eine andere Sprache übersetzbar ist. „Heimat“ haben so recht eigentlich nur wir Deutsche. Und wenn das „Vaterland“ unter dem Zugriff von Intellektuellen und Literaten mitunter zu einem leeren Begriff und einer hohlen Phrase werden konnte, so hat der einfache, schlichte und gesunde Mensch des Volkes doch immer in seinem Herzen das Bild der Heimat bewahrt. Wenn er Heimat sagt, dann denkt er nicht mit seinem Verstande, dann schaut er vielmehr aus der Tiefe seiner deutschen Seele jene Welt, die er gestalten muß aus derselben zwingenden Kraft des Blutes, aus der es seine Vorfahren taten und wie es

seine Enkel tun werden. Aus dem Blute der Ahnen erwächst einem Volke die Kraft zum Kampf um den Boden seiner Heimat. Aus diesem Wissen um die in Volk und Heimat und Volkstum wirkenden ewiggöttlichen Gesetze des Lebens erwächst uns das Gewissen, das uns lehrt, wie wir als Deutsche, als Nationalsozialisten zu leben haben.

Mögen wir Deutsche nach der Statistik größtenteils ein verstädtertes Volk sein - unser Volks- und Heimatgefühl wird immer wieder aus den natürlichen Kräften des Blutes und der Landschaft bestimmt werden. Ich bezweifle die Möglichkeit eines echten großstädtischen Heimatbewußtseins, es kann nur eine künstliche Vorstellung sein, die auf die Dauer weder bindet noch Kraft und ein eigenes Gesicht gibt. Denn das ist das Wesentliche: Heimat ist keine sentimentale Angelegenheit, deren wir uns bei besonderen Anlässen einmal mehr oder weniger laut und öffentlich erinnern. Heimat braucht ein Volk, um nicht im Alltäglichen und Materiellen zu versinken. Heimat verpflichtet, denn sie bindet uns an die ursprünglichsten Dinge des menschlichen Seins, an Vaterhaus, Eltern und Geschwister, an den Garten der Kindheit und die frühen Gebote des Glaubens und der Sitte, an Werkstatt und Dorfanger, an Heide und Moor und Acker und an jenen Ort, wo unter Friedhofslinden unsere Ahnen den letzten Schlaf schlafen.

So sehen wir vor allem den pommer-schen Grenzmarkler im innigen Lebenszusammenhang mit seiner Heimat. Die rauhen Winde dieses Landes stählen seinen Blick und machen sein Herz fest. Auf den sandigen Äckern und braunen Heiden wächst in Arbeit und Kampf ein hartes Geschlecht. Der schwere Schritt der braunen Soldaten Adolf Hitlers in der pommer-schen Grenzmark redet von hartmachender Not, von Ernst, von Entsaugung und Zähigkeit.

Kameraden der Grenze! Gott hat euch dies Land an den Marken des Reichs gegeben. Liebet es mit der ganzen Inbrunst eurer deutschen Herzen. Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt, wie ihr. Schmach über den, der von der Grenzfront in Etappenstädte schießt, dem seiner Väter Heimat nicht mehr gut genug dünkt.

Segen aber, lauter deutscher Segen, der Segen eurer Väter und Söhne, der Segen eures Volkes und eures Führers, der Segen eures Herrgotts über euch, wenn ihr eure Heimat und damit euer Vater- und Mutterland über alles in der Welt lieb habt und ihm treu bleibt mit allen Kräften eures deutschen Blutes.

# Kulturelle Bestandsaufnahme für 1938

VON WERNER DITTSCHLAG

Mit Anbruch des Jahres 1938 ging ein halbes Jahrzehnt nationalsozialistischer Staatsführung zu Ende. Der Führer sagte in seinem Neujahrserruf: „Allen gegnerischen Prophezeiungen können wir zusammenfassend heute die stolze Wahrheit entgegenhalten, daß das deutsche Volk in seiner Ordnung gesünder, in seiner Kultur reicher und in seinem Lebensstandard gehoben worden ist.“ Während in Sowjetrußland das neue Jahr mit Massenerschießungen begann, während die dortige Presse die zahllosen Hinrichtungen als „Markstein des Sieges“ feierte, konnte das Dritte Reich den Kreis der Kinderbeihilfempfangener erweitern und die Ehestandsdarlehen erhöhen. Alle völkische Kraft in der Hand des Führers konzentriert, trat das deutsche Volk den Marsch ins Großdeutsche Reich an. Zu den gewaltigen außenpolitischen Leistungen gefellte sich die hohe Arbeit der Kultur des deutschen Volkes.

## Januar-Februar

Wie weit das Kultur- und Einheitsbewußtsein in unserem Volke bereits gefestigt ist, beweist die Tiefen- und Breitenwirkung des nationalsozialistischen Schrifttums, das mit dem Jahr 1938 seinen Siegeszug mit größtem Erfolg fortgesetzt hat, das sowohl auf politisch-weltanschaulichem als auch auf wissenschaftlichem und schöpferischem Gebiet. Das maßgebliche Schrifttum richtet sich mehr und mehr nach den Werken des Führers, Alfred Rosenbergs u. a. aus. Im Herbst 1938 erreichte das Werk des Führers „Mein Kampf“ bereits die Viermillionenaufgabe.

Mitte Januar wurde auch das revolutionäre Werk nationalsozialistischer Erziehung weiter vorwärtsgetrieben. Der Reichsorganisationsleiter und der Reichsjugendführer legten in Waldbröhl (Gau Aachen-Trier) den Grundstein zur ersten Adolf-Hitler-Schule, während zur selben Zeit die Gauleiter in den Gauen Koblenz-Trier (Koblenz), Saarpfalz (Landstuhl), Ostpreußen (Tilsit), Mecklenburg (Heiligendamm), Kurmark (Potsdam), Sachsen-Schneckenstein, Thüringen (Weimar), Franken (Hessenberg) und München-Oberbayern (Mittenwald) ebenfalls Grundsteine zu Adolf-Hitler-Schulen setzten. Darin äußert sich der unbändige

Wille der Bewegung, ein vollkommen neues System politischer Erziehung ohne Rücksicht auf Herkunft und pekuniäre Lage zu entwickeln. In diesem Zusammenhang sei die Neuordnung des höheren Schulwesens nicht verschwiegen: Durch Erlass des Reichserziehungsministers vom 29. Januar 1938 wurde angeordnet, daß alle Schüler, die nicht leistungsfähig sind oder offenkundige Charakter- und Willensschwächen aufweisen, die höheren Schulen fortan nicht mehr besuchen können. - Neben der neuen Einrichtung der Adolf-Hitler-Schulen bestehen z. B. zur Heranbildung von Führernachwuchs für Partei und Staat 14 „Nationalpolitische Erziehungsanstalten“ und zwar in Bensburg, Berlin-Spandau, Köslin, Naumburg, Oranienstein, Plön, Potsdam-Neuzelle, Stuhm, Ifeld, Schulpforta, Ballenstedt, Klotzsche, Rottweil und Backnang. Ferner werden solche Anstalten in Hirschberg, Trier und beim Steinhuder Meer geplant. Jeder Schüler ist Mitglied der HJ. Von sozialen und wirtschaftlichen Stellungen der Eltern ist der Besuch unabhängig.

Um den besonderen erzieherischen Forderungen der weiblichen Jugend im Alter zwischen 17 und 21 Jahren Rechnung zu tragen, verkündete der Reichsjugendführer im Januar das „BDM-Werk Glaube und Schönheit“. Der Gefahr der Vermännlichung und des weiblichen Landsknechtums sollen Gymnastik und Körperpflege, Sport und gesunde Eleganz entgegenwirken. „Um so schöner die deutschen Mädel werden, um so stolzer und selbstbewußter sollen sie sein“ (Baldur v. Schirach).

Anlässlich der Eröffnung der „Ersten Deutschen Architektur- und Kunsthandwerks-Ausstellung“ im Hause der Deutschen Kunst in München spricht der Führer über den Vertausch der großen Geschichtsepochen. Das „Wort aus Stein“ ist „überzeugender als das Gesprochene“. Alle Ewigkeitswerte, die eine große Zeit als ihr Zeugnis für die Zukunft schafft, sind der „Einsicht kleiner Tageserscheinungen“ entrückt und können nur von Jahrhunderten endgültig bewertet werden. Das ist der tiefere



Ein Feldbackofen aus dem Kreise Schlochau

Sinn jener großen erstmaligen Ausstel- lung in München.

Durch Erlass des Führers und Reichs- kanzlers vom 20. Januar werden die Vollmachten des Generalbauinspektors auf Berlin ausgedehnt, das in der Zeit der Wiedererhebung des Reiches zur „wirklichen und wahren Hauptstadt“ aus- gebaut werden und in ihrer weiteren baulichen Entwicklung den Geist unserer Bewegung verkörpern soll.

Zur Dervollständigung des Aufbaus einer neuen Dorfkultur haben sich die NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude, der Reichsnährstand, das Kulturamt der Reichsjugendführung sowie der Deutsche Gemeindetag zur Herausgabe des „Dorfbuches“ entschlossen, das vorerst in den 52 000 deutschen Landgemeinden bis zu 2000 Einwohnern ausgegeben und als umfassende Chronik dörflichen Lebens bearbeitet wird. Wesen und Le- benskampf der Dorfbauern sowie der jetzi- gen Dorfmenschen, ihre Leistungen für das Volksganze, ihr Leben in der Ge- meinschaft des Dorfes wie in der des Staates wird das Dorfbuch aufzeichnen und ein lebendiges Spiegelbild deutscher Dorfkultur werden. Das Dorfbuch soll darüber hinaus anregen, neues Leben wecken, die Dorfmenschen stolz machen und sie fester binden an die Scholle ihrer Väter. Im Dorfbuch werden nicht Profes- soren, sondern einfache Dorfmenschen deutsche Geschichte schreiben.

### März

Mit der Notwendigkeit der Kultur- und Schulungsarbeit innerhalb der HJ. verbindet sich das Streben nach der Schaffung neuer Heime. Aus Anlaß der Eröffnung einer Heimbeschaffungsaktion richtet der Führer einen Appell an Par- tei und Staat. Es heißt darin u. a.: „Die Heime der Hitler-Jugend sind Erzie- hungsstätten einer Generation, die dazu ausersehen ist, die Zukunft des Reiches zu sichern. Staat und Partei sind darum verpflichtet, unsere Jugend beim Bau ihrer Heime tatkräftig zu unterstützen.“

Da der Film für das kulturelle und welt- anschaulich-politische Leben der Nation im- mer mehr an Bedeutung gewinnt, hat der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda auf der Jahrestagung der Reichsfilmkammer den Bau der „Deut- schen Film-Akademie“ verkündet und ihren Grundstein in der Wastadt Babels- berg am 4. März gelegt. Vollendung der Filmtechnik sowie Regelung der Nach- wuchstragen werden die wesentlichsten Aufgaben der Filmakademie sein, deren Leitung der Schriftsteller und ehema- lige Gaupropagandaleiter Müller-Scheld übernommen hat.

Mit dem Anschluß Österreichs geht der deutsche Gau wieder in die große Heimat zurück, der uns das gewaltige „Nibelungenlied“ geschenkt hat, dessen Menschen dem „Gudrunlied“ die Form gaben, in dem Geschichte und Sage Dietrichs von Bern gestaltet wurden. Die Heimat Walthers von der Vogelweide wird vom Führer dem Reich angeschlos- sen. Österreichs Musik - wir denken an Mozart, Bruckner, Haydn, Strauß, Lan- ner u. a. - ist Teil des deutschen Wesens und rundet als Gegengewicht sinn- froher und heiterer Leichtigkeit gegen- über der norddeutschen Schwere und Ge- messenheit das deutsche Seelenbild ab. Die Ostmark bezieht von nun an im Auf- trage des Reiches die deutsche Kultur- wacht im Südosten wie zu großen Zeiten unserer Geschichte.

Gustav Frenssen, der Verfasser des starken und volkstümlichen Bekenntnis- buches „Der Glaube der Nordmark“, er- hielt vom Führer für seine Verdienste um das deutsche Schrifttum die Goethe-Me- daille für Kunst und Wissenschaft. Die Werke des Dichters sind bisher in vier- zig Sprachen übersetzt und haben in Deutschland allein eine Auflagenziffer von zwei Millionen erreicht.

### April

Die Johann-Wolfgang-Goethe-Stif- tung, die bisher folgende Kulturpreise enthielt: Herder-Preis, Eichendorff- Preis, Prinz-Eugen-Preis, Steinbach- Preis, Mozart-Preis und Görres-Preis, nahm einen weiteren Kulturpreis von größter Bedeutung auf: den Kulturpreis für das Deutschtum in Polen. Er trägt den Namen „Nikolaus-Kopernikus- Preis“ und wird alle zwei Jahre in Höhe von 10 000 Reichsmark von der Universität Breslau verliehen. Als Preissträger kommen Persönlichkeiten in Frage, die sich auf den Gebieten des Schrifttums, der Musik, der Malerei, der angewandten Kunst oder Volksforschung ausgezeichnet haben und dem Deutschtum Polens entstammen bzw. dort ansässig sind. Den Vorsitz im Kuratorium des Ko- pernikus-Preises führt der in Polen be- heimatete deutsche Gelehrte Dr. Dr. Hans Koch in Breslau.

Bereits 1937 wurde der deutsche For- scher Dr. Lück aus Posen mit dem Her- der-Preis ausgezeichnet.

### Mai

Durch alle von unseren großen Staats- männern am 1. Mai gehaltenen Reden zieht sich gleich einem roten Faden das Leitmotiv der Freude am bisher Beschaf- fenen und der Hoffnung auf eine große deutsche Zukunft. Im Anschluß an die

Jugendkundgebung im Olympiastadion zu Berlin findet die Festsetzung der Reichskulturkammer statt, in der der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda die Nationalen Buch- und Filmpreise verkündet. Leni Riefenstahl erhält für den Olympiafilm den Nationa- len Filmpreis; nicht genannte Hitler- jungen aus Österreich bekommen für den Gedichtband „Das Lied der Getreuen“ den Nationalen Buchpreis. Die gesamte Kulturarbeit der Nation, das Werk des Arbeiters der Faust und der Stirn, zu feiern, ist der Sinn des 1. Mai.

Zum Beauftraaten für die kulturellen Fragen in Österreich beim Reichskommissar Bürckel wird Dr. Haasbauer bestellt, der die Aufgabe erhält, das gesamte Unter- richts- und Erziehungswesen nach na- tionalsozialistischen Grundsätzen umzufen- nen und auszurichten.

Nachdem am 10. Mai weitere 48 Millionen Reichsmark zur Hebung des Volkswohnungsbaues bereitgestellt wur- den, legte der Führer wenige Tage dar- auf in Kallersleben den Grundstein zur Volkswagenfabrik, deren Trägerin die DAF ist. Der Volkswagen, der ein in der Weltgeschichte bisher einmaliges so- ziales Kulturwerk darstellt, wird den Namen Rdf.-Wagen tragen. Mit ihm wird ein neuer Abschnitt der Motorisie- rung beinhalten, die wiederum eine wei- testehende Umformung des deutschen Landschaftsbildes nach sich ziehen muß (Straßenneze, verkehrstechnische Umge- staltung der Großstädte u. a.).

Mit der Reichsmusik-Festwoche in Düsseldorf (25. 5.) wird eine bedeutsame Ausstellung „Entartete Musik“ eröffnet. Gleichzeitig stiftet Reichsminister Dr. Goebbels einen „Nationalen Musikpreis“ für den besten Geiger und für den besten Pianisten in Höhe von je 10 000 Reichs- mark.

Reichsleiter Alfred Rosenberg sprach in einer Feierstunde auf der Steinfelburg bei Schlüchtern und deutete Geist und Tat Ulrichs von Hutten. Der Zeitgenosse Sickingens und Luthers, der es aewagt hat, mit allen Feinden deutschen Wesens den Kampf aufzunehmen, scheint uns heute näher gerückt als viele andere Ver- fechter unserer Art, scheint uns Mit- kämpfer zu sein in einer Zeit, wo der tausendjährige Kampf um das „germa- nische Reich deutscher Nation“ mit letzter Schärfe in das Endstadium eingetre- ten ist.

### Juni

Am 3. Juni verkündet das Reichs- gesetzblatt ein vom Führer und Reichs- kanzler sowie vom Reichspropaganda- minister unterzeichnetes Gesetz über die



Einziehung von Erzeugnissen entarteter Kunst. Damit wird die Reinigung der deutschen Kunst von jüdischen und anderen uns nicht wesensgemäßen Nachwerken im wesentlichen abgeschlossen.

In Kronenburg in der Eifel weiht der Ministerpräsident Generalfeldmarschall Göring die Meisterschule für Malerei ein, deren Leitung Professor Peiner übernimmt.

Die Reichstheaterfestwoche, die in der Zeit vom 12. bis 19. Juni in Wien stattfindet, eröffnet Reichsminister Dr. Goebbels mit der Ankündigung, daß die Gründung einer Reichstheaterakademie in Aussicht genommen sei. In Anbetracht der kulturellen und wirtschaftlichen Werte, die gerade in der Bühnenkunst mehr als in anderen Bezirken gekoppelt sind, ist eine Theaterakademie von höchster Bedeutung. Zählen wir doch im Reichsgebiet (die Ostmark und die sudetendeutschen Gebiete ausgenommen!) allein 262 Theatergebäude. Es besitzt demnach fast jede der 273 deutschen Städte mit über 20 000 Einwohnern neben sechs Lichtspieltheatern ein Theater mit etwa 1000 Sitzplätzen. An den deutschen Theatern finden 3800 Schauspieler, 2400 Sänger, 5800 Musiker, 4400 Choränger und Tänzer sowie an 8500 Mann für die technischen Arbeiten Lohn und Brot. Die Ausgaben für das deutsche Theater beziffern sich um rund 250 Millionen Reichsmark jährlich, denen nur etwa 100 Millionen Reichsmark an Einnahmen gegenüberstehen. Die Differenz tragen Reich, Gaue und Gemeinden, die damit der deutschen Theaterkultur einen Beitrag leisten, der den wenigsten bisher zum Bewußtsein gekommen ist. Die Lichtspieltheater haben dagegen etwa eine Jahreseinnahme von 300 Millionen Reichsmark. Zu diesem offenbar bestehenden Mißverhältnis zwischen Theater und Film wird unter dem Gesichtspunkt einer kulturellen Gesamtverantwortung noch einiges zu sagen sein.

### Juli

Der Tag der Deutschen Kunst 1938 wurde am 8. Juli in München im Beisein des Stellvertreters des Führers eröffnet. Staatsführung und Volk beginnen gemeinsam das einzigartige Fest in der Hauptstadt der Bewegung mit der Eröffnung im Deutschen Museum, mit der Festigung der Reichskammer der bildenden Künste und der „Großen Deutschen Kunstausstellung 1938“ sowie dem glänzenden Festzug „2000 Jahre deutscher Kultur“. Weg und Sinn des deutschen Kulturschaffens kennzeichnete der Führer in seiner Rede am 10. Juli, indem er sagte: „Das deutsche Volk dieses

20. Jahrhunderts aber ist das Volk einer neu erwachten Lebensbejahung, hingeworfen von der Bewunderung des Starken und Schönen und damit des Gesunden und Lebensfähigen. Kraft und Schönheit sind die Fanfaren dieses Zeitalters, Klarheit und Logik beherrschen das Streben.“ Bei uns in Deutschland ist heute kein Platz mehr für „kulturelle Neandertaler“.

- Die feindliche Welt bezeichnet uns trotzdem in lägenhafter Art als „Kulturbarbaren“. Die Geschichte aber spricht selbst das vernichtende Urteil über die geifernden Gegner.

In dem uns befreundeten Italien ist es neben der staatlich-politischen auch zu einer weltanschaulich-kulturellen Wende gekommen. Im „Passo Romano“ bekennt sich Italien zur heldisch-soldatischen Haltung; im Kampf gegen die unehrliche „Liebedienerei“ wird symbolisch an die Stelle des „Lei“ (Sie) das „Du“ und „Ihr“ als Ausdruck gemeinsamer Kampferbundenheit gesetzt; und schließlich kommt als wichtigstes Merkmal das erwachende Rassebewußtsein hinzu, das einen tiefen Einriff in das bisherige Brauchtum und Sittengesetz des italienischen Volkes darstellt. Am 14. Juli erfolgt die amtliche Stellungnahme des Faschismus zur Rassenfrage in den bekannten zehn Punkten. Die italienische Rasse zählt sich demnach zu den arischen Völkern und schließt die Juden als Rassefremde aus. „La Tribuna“ schreibt dazu unter dem 18. Juli: „Das Rassenproblem im faschistischen Italien ist in eine aktive Phase getreten. . . Bevölkerungspolitik und Rasse müssen unbedingt die Kraft und das innerste Wesen des italienischen Volkes und damit die Größe der Nation sicherstellen.“

Eigenart und Wesen der deutschen Berufsbildung zeigte den Vertretern der Welt der „Internationale Kongreß für berufliches Bildungswesen“, der in der Zeit vom 25. bis 29. Juli in Berlin stattfand. Deutsche Leistung und deutscher Kulturwille - das waren die Parolen dieses Kongresses von deutscher Seite. Die Einrichtung der „praktischen Lehre“ und das Streben nach gemeinschaftlicher Höchstleistung sind notwendig für den Kampf unserer Nation. Leben und Kultur eines Volkes wird nirgend anders als auf dem Exerzierplatz der Erziehung und Schulung seiner Jugend gesichert.

Am 24. Juli im 125. Jahr der Erhebung gegen die napoleonischen Unterdrücker nahm das „Erste Deutsche Turn- und Sportfest“ in Breslau seinen Anfang. Die Idee, durch Leibesübungen, Körperpflege und körperliche Anstrengung unser deutsches Volk gesund und froh, leiblich sowie geistig und seelisch

stark zu machen, fand hier unter stärkster Anteilnahme der Auslandsdeutschen einen wunderbaren Ausdruck. Das Breslauer Fest wirkte als Markstein auf dem Wege zu einer stetig fester werdenden deutschen Bluts- und Kulturgemeinschaft. Wie sagten doch die alten Römer? - „Wir tun Dienst an Volk und Vaterland, wenn wir nur Feste zu feiern scheinen.“

### August

Bei der Eröffnung der „Großen Deutschen Rundfunkausstellung“ am 5. August erinnerte Reichsminister Dr. Goebbels daran, daß der Rundfunk die „achte Großmacht“ sei, deren gewaltige Bedeutung zuerst von den Nationalsozialisten erkannt worden sei. Rundfunk als kulturelle Einrichtung ist im besten Sinne politisch und erfüllt mit die Aufgabe, den Geschmack eines ganzen Volkes „zu kultivieren, zu vergeistigen und zu veredeln“. Mit über 9,5 Millionen Rundfunkteilnehmern steht Deutschland an der Spitze aller Rundfunkländer außer den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die an 25 Millionen Rundfunkhörer verzeichnen können. - Der „Volksempfänger“, dessen Preis auf 59 Reichsmark herabgesetzt wurde, hat einen Siegeszug ohnegleichen hinter sich. In diesem Jahr aber kommt schon wieder ein Wunder von Kultur und Technik auf den Markt: Der „Deutsche Kleinempfänger 1938“, der nur 38 Reichsmark als Allstromgerät kostet und dessen Gesamtjahresproduktion auf 700 000 Stück festgesetzt ist. Unser Ziel ist: das stärkste Rundfunkland der Erde zu werden!

### September

Bei der VI. Internationalen Filmkunstschau in Venedig erhalten u. a. die deutschen Filme „Urlaub auf Ehrenwort“ und „Olympia“ hohe Auszeichnungen. Die deutsche Filmkunst steht mit der Zuerkennung von zwei Pokalen, zwei Kurzfilmpreisen sowie vier Medaillen vor allen übrigen Nationen in diesem internationalen Wettbewerb an erster Stelle.

Zu seinem 50. Geburtstag hat der Führer und Reichskanzler dem Schriftsteller Dr. Hans Friedrich Blunck in Anerkennung der Verdienste um die deutsche Literatur die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Auf dem 10. Reichsparteitag in Nürnberg legt der Führer klar, daß immer das internationale Judentum scheinheilig einen deutschen Kulturzerfall beklagt, weil es glaubt, etwa noch auf kulturellem Gebiet mit Erfolg gegen das neue Deutschland ankämpfen zu können. Die deutsche Kulturpolitik aber beweist



Dt. Krone, nach einem Farbholzschnitt von H. Göhling

in all ihren Gebieten, daß der von ihr eingeschlagene Weg der rechte ist und daß die Behauptungen der Juden ganz gemeine, durchsichtige Lügen darstellen. Der Führer sagt in diesem Zusammenhang: „Die gigantischen Werke im Zeichen der kulturellen Wiederaufrichtung des Dritten Reiches werden aber einst zum unveräußerlichen Kulturgut der abendländischen Welt gehören, genau so, wie es die großen Kulturleistungen dieser Welt in der Vergangenheit heute für uns sind.“ Das Deutschland von heute setzt gegen die negative Kritik die kulturelle Tat. Der Reichsleiter Alfred Rosenberg weist in seiner Kulturrede die Angriffe auf die Rassenkunde zurück. Auf Grund der geschichtlichen Entwicklung ist eindeutig zu erkennen, daß der Rassengedanke in keiner Weise ein plötzlich aufgekommenes Phantasieprodukt ist, sondern das Ergebnis eines jahrhundertelangen Forschens und Strebens. Der Reichsleiter spricht ferner vom Kampf für das eigene Volkstum und prägt in diesem Zusammenhang

das Wort: „Wenn es in einer für uns in diesem Dasein noch nicht faßbaren Form einen Himmel gibt, so wird einer, der ehrlich für sein Volkstum und dessen edelste Werte streitet und opfert, eher in diesen Himmel kommen als einer, der mit Gebeten auf den Lippen Volks- und Landesverrat begeht.“ In eindringlicher Weise veranschaulicht die in Nürnberg während des Parteitages gezeigte Ausstellung „Europas Schicksalskampf im Osten“ den Kampf des Asientums gegen die europäische Kultur. - Als Träger des Nationalpreises werden bekanntgegeben: Der Generalbauinspektor Dr. Todt, der Schöpfer des RdF.-Wagens, Dr. Porsche, die Flugzeugkonstrukteure Professor Ernst Heinkel und Professor Willi Messerschmitt.

Als Mittler des Kulturaustausches mit Frankreich ist die Deutsche Kulturwoche in Paris von größter Wichtigkeit gewesen. Abgesehen von dem finanziellen Erfolg stellte sie eine Musterleistung der Organisation dar. Das Zusammenwirken

der Künstler hat in der französischen Presse ein begeistertes Echo gefunden. „Verschiedene politische Persönlichkeiten haben mir gegenüber“, so erklärte der Reichswirtschaftsminister in einer Unterredung, „zum Ausdruck gebracht, daß sie im Interesse der deutsch-französischen Verständigung eine Vertiefung des gegenseitigen Kulturaustausches außerordentlich begrüßen würden. Es wurde immer wieder betont, daß die deutsche Kunst mit Begeisterung in Frankreich aufgenommen werde.“

Auf der V. Reichstagung für deutsche Vorgeschichte in Hannover hielt Reichsleiter Alfred Rosenberg einen bedeutungsvollen Vortrag über „Vorgeschichte und europäisches Bewußtsein“. Bemerkenswert ist der Satz der Rede, der den Hauptgedanken umfassend wiedergibt: „Die alte konfessionelle Idee vom Abendland ist allerdings untergegangen, das neue, volksbewußte Europa aber hat bereits seine große Wiedergeburt begonnen.“

Am 30. September fand der erste „Deutsche Volkskundetag“ in Braunschweig statt, auf dem unzweideutig zum Ausdruck kam, daß Volkskunde, Vorgeschichte und Rassenkunde als drei „Brüderwissenschaften“ gemeinsam zur Aufhellung der deutschen Geschichte beitragen müssen.

Nach den Worten des Reichsleiters Rosenberg hat die Volkskunde die hohe Aufgabe, mit „starkem Instinkt“ und „sorgender Hand“ die schlagenden Quellen deutschen Wesens, Glaubens und Brauchtums wieder freizulegen. Es geht hier um das geistige Erbe der Nation. Im lebendigen Volkstum lebt in uns, um uns und mit uns das uralte germanische Erbe, das uns an die ewigen Werte unseres Blutes gemahnt. In der deutschen

Volkskunde werden vornehmlich die Gebiete: Brauchtum, Bauernkunst, der Bauernhof, Volkslied, Volkspiel und Volkstanz erfasst.

#### Oktober

Der Fachschaftsführer der deutschen Komponisten, Professor Graener, wendet sich gegen die Herrschaft des Schlagers, der niveaumäßig dem gegenwärtigen Empfinden in keiner Weise mehr entspricht. - In Pommern verbietet der Gauleiter Schwede-Coburg einen besonderen Auswuchs des Schlagerspiels und -tanzens: den Swing. Diese Kulturthat hat in der deutschen Presse überall eine beachtliche Zustimmung gefunden.

Zur Eröffnung der Großdeutschen Buchwoche in Weimar am 30. Oktober

Sprachen der Reichsminister Dr. Goebbels und der Reichsleiter Buhler.

In Ladeburg bei Berlin weihte der Reichsstatthalter Ritter von Epp die erste „Kolonialpolitische Schulungsstätte der NSDAP.“ ein, wobei Ritter von Epp erklärte, daß die Initiative zur Wiedergutmachung der Kolonialschuldfrage bei den jetzigen Mandatsinhabern läge. Für Deutschland bedeuten Kolonien keine Handelsware, sondern kulturelle Aufgaben. Die Rückgabe der Kolonien ist für uns eine Ehrenfrage, die den Anspruch auf Deutschlands Gleichberechtigung in sich schließt.

#### November

Mit sofortiger Wirkung hat der Reichsminister Dr. Goebbels in seiner



Dr. Friedland, nach einem Farbholzschnitt von H. Böking

Eigenschaft als Präsident der Reichskulturkammer allen Theaterleitern, Konzertveranstaltern, Kinounternehmen, artistischen Unternehmern, Veranstaltern öffentlicher Ausstellungen kultureller Art sowie allen Veranstaltern von Tanzvorführungen verboten, jüdischen Personen den Zutritt zu ihren Veranstaltungen zu gestatten. Gleich darauf schließt der Reichserziehungsminister die Juden vom Besuch der deutschen Schulen und Hochschulen aus. Beide Bestimmungen stellen eine energische Antwort auf die jüdische Kulturschande von Paris da, wo der Jude Grünspan den Deutschen vom Rath grundlos niederschöß.

Das weltpolitische Dreieck Berlin-Rom-Tokio hat durch den Abschluß eines deutsch-italienischen und eines deutsch-japanischen Kulturabkommens eine weitere Festigung erfahren. Die neue Kulturbrücke zwischen den drei großen Nationen wird die Zusammenarbeit auf der Grundlage gemeinsamer Ideale in bester Weise fördern und vor allem ein weiteres Gegengewicht gegenüber jüdisch-bolsche-

wistischen Zersezungsversuchen bilden. Mit diesem Kulturbündnis bringen die beteiligten Völker unmißverständlich ihren Willen zum Ausdruck, allen Kräften der Anordnung, Anarchie und Kulturzerstörung gemeinsam entgegenzutreten. Solche Abkommen haben eine reale Grundlage, sie dienen der Kultur und dem Frieden der Völker.

#### Dezember

In der Reichshauptstadt verhängte der Polizeipräsident vom Tage der Nationalen Solidarität ab den Judenbann. Bestimmte Straßen, Plätze usw. dürfen nach dieser Polizeistraßenordnung von Juden deutscher Staatsangehörigkeit sowie von staatenlosen Juden nicht mehr betreten werden. Ebenso verbot der Reichsführer **H** und Chef der deutschen Polizei den Juden das Halten von Personenkraftwagen und Motorrädern. Diese einschneidenden Maßnahmen dienen dazu, das deutsche Volksleben im allgemeinen von artfremden Elementen zu säubern.

Die II. Deutsche Architektur-Kunsthandwerksausstellung im Haus der Deutschen Kunst wurde am 10. Dezember durch den Führer mit einem erhebenden Festakt der Öffentlichkeit übergeben, der damit eine überwältigende Schau nationalsozialistischen Bauwillens offenbart wurde. Der Führer gab in seiner Rede dem Gedanken Ausdruck, daß Volk, Künstler und Auftraggeber lernen sollten und gegenseitig sich erziehen zu einem einheitlichen Schauen und Werten. „Die Kunst unseres neuen Reiches“, sagte er, „soll einen so gleichartigen Charakterzug erhalten, daß man in späteren Jahrhunderten daraus schließen kann, daß dies ein Werk des deutschen Volkes und dieser unserer Epoche ist.“

Die Baukunst und damit allgemein die deutsche Kultur ist in diesem Jahr der geschichtlichen Großtaten des Führers weiter gewachsen als ein klarer Ausdruck der gelenkten Schöpferkraft der Bewegung und der deutschen Volksgemeinschaft.

# VERGESSENE VÖLKERSTRASSE

VON IRENE BELOW-PATZELT

Durch den Wald, der den Lauf der Oder begleitet, zieht sich ein verwachsener, doch nicht allzu schmaler Pfad. Manchmal ist er unkenntlich, nur eine Lichtung, aber er endet erst da, wo Acker und Dorfflur dem Wald ein Ende setzen. Derart meilenweit unterbrochen, findet sich seine Spur doch immer wieder. Sie weist beharrlich nach Nordosten. Im Kreise Greifenhagen trägt der vergessene Waldweg noch einen Namen, der Ludestich wurde er genannt. Das ist ein gar altes, im Volksmunde abgeschliffenes Wort. „Leutesteg“ heißt nur gerade dieser nicht mehr begangene Weg, während ringsum zahllose andere und bessere Pfade namenlos verlaufen. Wissenschaftliche Grabung hat längs dieser Waldlichtung vielerlei Funde getan, älteste Münzen, Werkzeug und mancherlei Gerät, selbst ein antike Statuette gab der pommersche Sand her. Und so klärten Funde und Forschung, daß hier nicht irgendein Weg sinnlos verlief, sondern daß der Volksmund längst vergangenes Geschehen treu bewahrte. „Ludestich“, der Weg vieler, vieler Leute — er war vielleicht der älteste Handelsweg Nordosteuropas, die Bernsteinstraße.



ichter Nebel liegt über dem endlosen Ursumpf. In zahllosen Adern durchsickert ihn der Oderstrom, der — gewaltig und viel wasserreicher als heute — der Mündung zustrebt. Ein Haufen Männer müht sich, todmüde Tragtiere, leder- und hanstuchumschnürte Ballen und schließlich sich selber aus dem zähen Morast herauszubringen. Gutmütig hilft ihnen ein blonder riesenstarker Bursch, der alle anderen um mehr als Haupteslänge überragt. Endlich nach vielen Stunden haben sie das feste Hochufer erreicht und sinken ermattet um das Lagerfeuer.

Ohne den Einheimischen hätten sie elend versinken müssen. Er, den sie auf dem letzten Hof jenseits des Sumpftals bereitfanden, sie zu führen, er wies ihnen die Furt und den trügerisch schwankenden Weg, er riß versinkende Männer und

Tiere empor, ihm verdanken sie, daß noch so viele bis hierher gekommen sind. Nun sitzt er mit am Feuer, prüft bedächtig die Schärfe des Weidmessers, das er sich als Botenlohn ausbedungen. Ein wunderbares Ding ist das, wie Gold flammt die scharfe schöne Klinge. Wahrhaftig, die Männer müssen doch mächtig sein, die so herrliche Waffen haben. Was ist dagegen seine Klinge aus weichem Kupfer, der er die alte Steinwaffe noch beinahe vorzog. Mächtig müssen die Fremden sein, ob sie auch nicht danach aussehen. Klein und gelbhäutig liegen sie wie Tote fast. Ihr schwarzes Kraushaar klebt, die Hakennasen starren geierhaft.

Jetzt hat ihr Führer gar ein kleines häßliches Tonbild sorgsam enthüllt, nahe an die Rotglut des Feuers gestellt, und nun fallen alle aufs Antlitz vor dem Angetüm. Der Bursch versteht ihre seltsamen Laute nicht — „Großmächtiger Baal —“ Und während er friedlich einschläft, wispern der fremde Anführer noch lange mit seinem Kumpan, rechnet an geschäftigen Fingern: Soviel Leute, soviel Tiere verloren, wenig durch die gutmütigen blonden Wilden hier, die stellen gern Führer

gegen ein Bronzemesser, ein paar schön gedrehte Perlen für die Frau, aber der Sumpf, die Kälte, das reisende Getier, das Fieber! Er überschlägt, der und der und jener werden noch sterben, ehe die Karawane über ein Jahr oder zwei zurückkehrt mit dem gelben Meergold, das viel mehr gilt als edelstes Metall.

Er hat Verbindungen genug: im Frauenhaus der Pharaonen ist man so küstern auf den gelben magischen Bernstein, wie in den Palästen zu Mykene, seit ein Abenteurer die ersten Funde von sagenhafter Fahrt heimbrachte. Deshalb hat er, Assur der Phönizier, dieses große Geschäft gewagt. Laß Mensch und Tier verrecken, sie roden doch einen Pfad durch die Wildnis. Jede Furt hat er sich vorgemerkt und jeden Fluß. Die nächste Fahrt wird weniger Verlust kosten, mehr einbringen. Nebenher läuft ein bißchen Handel mit den Jägern und Bauern hier, die so vertrauenselig wie die Kinder sind. Er wird sich auch verständigen mit den Männern dort am wilden Meer, zu denen man nun endlich kommen wird.

„Allmächtiger Baal, gib deinen Söhnen Schutz und Gewinn, wir wollen dir Opfer über Opfer schlachten nach der Heimkehr.“ So betet Assur, der Phönizier. Sein Volk fand wohl die Bernsteinstraße als erstes.



Jahrhunderte vergehen. Die Handelsfahrt, die dem Bernstein gilt, ist nicht mehr eine sagenhafte Mär, ein aufregender Kampf gegen Ungeheuer und Wildnis. Aber ein schweres und gefährvolles Unternehmen bleibt sie doch. Immerhin lohnt der Gewinn die oft jahrelange Mühe reichlich. Das weiß Asklepios von Korinth, der Führer der Fahrt. Sein Vater, der große Herrscher, hat ihn ausgesandt, damit er auch das fernste Skythien kennenlerne und Erfahrung sammle. Auf sorgfältig verschnürter Wachstafel bewahrt er die Beschreibung des Weges. Jetzt, seit in immer kürzerer Folge Handelszüge des reichen Griechenlands die Ostseeküste aufsuchen, um ihren kunstgeübten Handwerkern edlen Bernstein zu bringen, führen Knüppeldämme durch den Sumpf, im Urwald ist der Pfad gerodet. Wenn er auch wieder und wieder verwächst, so ist es doch selbstverständliche Pflicht jeder Karawane, ihn zu bessern und zu erhalten.

Die Einwohner staunen dem Zug der Fremden nicht mehr fassungslos oder feindselig nach. Die Tauschware, die sie für Nahrung und Geleit erhalten, ist bei ihnen hochbegehrt. In mancher Halle prangt eine Waffe korinthischer Arbeit. Asklepios selber erhielt vom Vater ein kostbares Schwert für Berthar, den mächtigen Edeling, dessen Hof an wichtiger Stelle am Steilhang des Oderufers liegt und mit dem ihn vielfährige Freundschaft verband. Heute rasten die Handelsleute auf Berthars Hof. Die müden Tiere stehen gesättigt in Pferch und Stall. Brot und Met hat der greise Häuptling dem Griechen am heiligen Herd geboten und wohlgefällig den schmucken Sohn seines Freundes gemustert. Er hat ihm mit reicher Schenkung edelsten Rauchwerks für die kostbare Waffe gedankt. Die Söhne des Hofherrn tauschen mit Asklepios freundlich Rede, die ein sprachkundiger Sklave behende vermittelt. Jetzt treten auch die Frauen herzu, um nach ehrbarem Gruß das fremde Gerät, die prächtigen Stoffe zu bestaunen und zu beraten, was der Hausherr wohl davon eintauschen möge.

Prüfend sieht die hochgewachsene grauhäarige Hausmutter auf den schlanken zierlichen Griechen. Ihren vier blonden Töchtern scheint er besser zu gefallen. Sie sichern ein wenig und betrachten neugierig den Fremden. Nur die Jüngste bleibt ernst. Als die Hand der siebzehnjährigen Gerhilde die seine berührt, fliegt über beider Antlitz ein jähes Rot. Schon senkt das Mädchen die Wimpern, in Asklepios' Augen aber brennt ein heißes Licht. Er ruft sich zur Vernunft, während er der Mutter die Waren wieder und wieder weist. Wie mag ihn, der die schönsten Frauen von Hellas geschaut, dieses große Kind, diese Barbarin so zu verwirren? Aber die warnende Stimme verklingt im Angestimm des südlichen Blutes.

Die anderen sind ganz benommen vom Prüfen der fremden Herrlichkeit und achten seiner kaum. Da schleicht er zu Gerhilde, die nachdenklich abseits steht. Der flinke Sklavenmund raunt ihr zu: „Will die Herrentochter das köstlichste Geschmeide sehen, dort im Zelt...“ Wie benommen folgt das Mädchen. Der Sklave ist fort. Sie stehen miteinander im Halbschatten des offenen Zeltes. Mit zitternder Hand nestelt Asklepios ein Päckchen. Ein herrlich geschnittener Karneol, zur Gewandspange gefaßt, ist darin. Er war als wertvollste Gabe beim Bernsteintausch gedacht. Der Grieche umfaßt die knospende Gestalt. Unter das Linnengewand auf der Schulter schlingt er das Kleinod. Begehrlich brennt sein Kuß

auf den herben Mädchenlippen. - Ein leiser Aufschrei, Gerhilde hat sich losgerissen, sie läuft wie gejagt, - blutrot leuchtet der Stein auf ihrem Gewand. - Lang dauerte es, bis der Handelszug die Tore von Korinth wiedersah. Ihr Führer war nicht dabei. Tageweit entfernt von seinem Hof hatte Berthar ihn doch erreicht. Gerhilde hatte Sprechen müssen. Des Häuptlings Waffe fällt Asklepios im Zweikampf. Die Karawane entließ er ungeschädigt, der älteste der Freigelassenen brachte sie heim. - -

Pommerscher Sand verwehte das Amulett, das dem sterbenden Griechen von der Brust geglitten war. Unzerstört erhielt er die zierliche Götterfigur. - Sie wurde am Ludestich gefunden.



Mehr als ein halbes Jahrtausend ist vergangen. Der Urwald hat den alten Handelsweg fast überwuchert, denn seltener wurden die Züge nach der Bernsteinküste. Hellas war in Nacht- und Bedeutungslosigkeit gesunken. Das weltbeherrschende Rom aber bot dem Händler längs der Grenzen Germaniens seine großen Herrstraßen zu gefahrloser Reise. So wurde der Rhein zur Herzader des Warenumschlages, dorthin fand auch der noch immer hochbegehrte Bernstein seinen Weg. Der Osten schlief. Das Wachsen seines Volkes aber ruhte so wenig, wie das Werden und Blühen in Wald und Flur. Immer dichter schoben sich die Höfe, die Dörfer aneinander. Der uralte Waldpfad wurde kaum begangen, es gab Wege genug über gerodetes Land.

Dann aber geschah es, daß immer häufiger die alte Straße, die so sicher gen Süden führte, wieder beschritten wurde. Abenteurer zuerst, Anstete, die in der Heimat den Frieden verloren, später aber kamen auch Bauernsöhne, denen die Landlose zu klein geworden waren.

Eines Tages aber zieht fast der ganze Stamm gen Südwesten. Lange schon, immer stärker hat die Unruhe gegärt. Andere Völker ihrer Art, die weiter im Osten wohnen, stehen in schwerem sieglosem Kampf gegen große Herrkönige, die mit zahllosen Mannen, mit Frauen, Kindern und Vieh einbrechen in die Heimat, landsuchend. Es ist besser, den Weg zu gehen, ehe der Feind auf den Felsen drängt. Auch hat Mißwachs die Felder verödet. Seit Menschenaltern hat die Oder nicht die furchtbaren Überschwemmungen mehr gebracht. Allvater selber

weist das Volk auf den Wunderpfad. So sagen die Jungen, und ihre Stimmen drängen durch beim Thing.

In grauer Morgenfrühe eines Spätsommertages zieht eine Reihe schwerer Wagen die alte Straße hinab. Einen größeren Zug hat sie nie gesehen. Viel zu schmal ist der verwachsene Pfad, doch er allein führt sicher in die Ferne, so wissen alle von den Voreltern. Darum fällen die Männer sperrende Bäume, stemmen sich mit starken Schultern gegen die versinkenden Räder. Oben unter dem Lederdach hocken verweinte Frauen, zwischen hochgetürmten Ballen lachen blonde Kinderköpfe. Die Großen treiben das Vieh mühsam durchs Dickicht. Karren mit Ackergerät, mit Saatgut sind dabei, die Stammesheiligtümer werden mitgeführt. Alle Erwachsenen blicken tiefernst. Es ist schwer, aus der Heimat zu gehen in ungewisse Ferne. Sie denken der Vorsichtigen, die zurückblieben. Es sind nicht viele - doch wie wird das Schicksal mit ihnen verfahren? Sorge und Angst hat

der alte Völkerweg oft gesehen, Gebet und Opfer hörte er aufsteigen zu fremden Göttern. Heute führt er schwerere Not - auf dem Krämerpfade wandert ein Volk!



er alte Weg wurde nie wieder zur hochbedeutenden Handelsstraße. Arm an Menschen blieb das Land, als die Wogen der Völkerwanderung verebht waren. Wohl kamen andere Menschen von Osten und bauten ihre niedrigen Dörfer zwischen die großen germanischen Höfe. Auf struppigen Pferden trabte manchmal ein Haufe von ihnen den Pfad gen Süden, halb auf schnellem Raubzug, halb auch um

Tauschhandel zu treiben mit Fellen und Wachs in den deutschen Märkten fern im Südwesten. Das gelbe Gold der Ostsee brachten sie nicht, und es blieben ihrer wenige. - Einmal aber noch zogen lange Reihen wehrhafter Männer, zogen hochgetürmte Siedlerwagen voll Frauen und Kindern den alten Weg. Sie kamen wie jene, die den Pfad bahnten, einst vor mehr als tausend Jahren, von Süden und verfolgten ihn bis an die Gestade der Ostsee. Deutsche waren es, Franken, Schwaben und Sachsen, Ritter und Bauern, diese zumeist. Und sie kehrten nicht mehr zurück. Pommern, der Osten wurde ihre Heimat. Dörfer und Städte erstanden, auf vielen Straßen pulste neues Leben durch das Land.

So sank der älteste Weg in den Schlaf der Vergessenheit. Nur die Überlieferung wußte von ihm und der pommerische Sand, der manchmal einen Fund hergab. Der Wald aber, der uralte und ewig verjüngte Wald flüstert die Mär von der ältesten Straße, deren Spur er behütet!

## Pommersche Dramen des 16. und 17. Jahrhunderts

VON WILHELM BETHKE

### I

Wenn ich hier etwas von alten pommerischen Dramen erzähle, führe ich gewiß fast sämtliche Leser in unbekanntes Land, das kennenzulernen sie zunächst kaum allzugroße Lust haben werden. Denn vor ihnen liegt das undurchdringliche Dickicht langer lateinischer Reden, aus dem nicht die holde Blume der Poesie wächst. Aber auch die deutschen Reden sind meist eckig und fließen schwer dahin. Man dichtete damals in Pommern keineswegs schlechtere Dramen als anderswo, jedoch enthüllt sich auch hier die Tragik der deutschen Geistesgeschichte. Wenn jahrhundertlang die besten Geister lateinisch dachten und dichteten, wenn das Reich zerrissen war in immer fruchtloser werdende Glaubenskämpfe, dann bleibt eben auch unsere Literatur um hundert Jahre zurück. Wie kindlich und hilflos dichtete man in Deutschland Dramen zur Zeit Shakespeares! Erst im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts erblühte die deutsche Sprache im Munde der Barockdichter zu wahrer Schönheit. Die mit siebzehn Jahren gestorbene Sibylle Schwarz aus Greifswald hatte in ihrer Lyrik und

in kleinen Dramenfragmenten eine bewundernswerte Sprachschönheit ausgebildet und war überhaupt mit ihrem frühreifen Tod eine einmalige Erscheinung geradezu romantischen Dichtertums.

Aber wir haben es bei allen übrigen pommerischen Dichtern dieses Zeitraums mit wesentlich nüchterneren Gestalten zu tun. Sie waren Schulmeister, Pastoren und zuweilen auch Juristen und Hofleute. Der Begriff des modernen Lebensdichters muß von vornherein ganz ausgeschaltet werden. Man dichtete zu äußeren Zwecken, nämlich um die Schüler Latein zu lehren und sie im öffentlichen Auftreten zu üben. Das schließt natürlich nicht aus, daß man seine materiellen Nöte, aber auch besonders soziale Mißstände mit oft ergreifender Anteilnahme darstellte. Wir wollen allerdings nicht auf diese zeitkritischen Elemente hin die Masse der über vierzig erhaltenen Dramen sichten, sondern lieber von einigen bezeichnenden Stücken eine genauere Vorstellung zu geben suchen.

Im Anfang der pommerischen Entwicklung steht etwas recht Merkwürdiges. Da geht der derbe Spaß des 16. Jahrhunderts eine unlösliche Verbindung

ein mit den religiös-politischen Wirren. Als sich die Reformation in den zwanziger Jahren in Stralsund durchzusetzen begann, da befehdeten sich die religiösen Parteien in Fastnachtsspielen und öffentlichen Umzügen mit den unbedenklichsten Mitteln. Die erhaltenen Spottlieder besonders der Katholischen strotzen von Zoten und persönlichen Angriffen, während die Evangelischen mehr den politischen Verrat ihrer Gegner geißelten. So heißt es über die katholische Priesterschaft:

Sie wollen bei papst heiligkeit sten,  
Und sollte Theutisch lanth ganz undergeen . . .

Das einzige erhaltene Fastnachtsspiel ist allerdings erst von 1551, von dem Schulmeister Forchem, unbekannter Herkunft, in 560 niederdeutschen Versen verfaßt und einem vornehmen Stralsunder gewidmet. Das einzige erhaltene Exemplar hat sich übrigens in Ludwig Ahlands Besitz befunden. Die hübsche Anekdote ist einem lateinischen Schriftsteller entnommen und so pikant, daß süddeutsche Bearbeiter wie Culmann und Hans Sachs einen oft recht verfänglichen Dialog daraus gemacht haben. Die Mut-

ter des kleinen Papius möchte brennend gern wissen, was die Männer in den langen Ratsitzungen beschlossen haben. Da sie ihrem zum Schweigen verpflichteten Sohn mit Prügel droht, hilft sich der Schlingel mit einer recht ausgewachsenen Schwindelei: Man habe erwogen, ob es besser sei, wenn ein Mann zwei Frauen oder wenn eine Frau zwei Männer habe. Diese Kunde verbreitet sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und bald erscheinen die aufgeregten Frauen bei den ahnungslosen Stadtvätern, um für die Zweimännerlösung Stimmung zu machen. Der Irrtum klärt sich auf, die Frauen haben den Spott, der kleine Schelm hat den Ruhm. Leider hat Forchem diesem Stoff gegenüber so wenig Laune und Überlegenheit, daß wir es hierbei bewenden lassen können.

Von diesem frühen kleinen Stück aus darf man natürlich nicht auf die Leistungsfähigkeit späterer Zeiten schließen. Hauptsächlich in den beiden ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts schreibt man hier regelrechte Komödien und Tragödien. Der ausgebildeten lateinischen Umgangssprache der altrömischen Komödien des Plautus und Terenz ist es zu danken, wenn auch die lateinischen Stücke der deutschen Dichter sprachlich und psychologisch viel weiter entwickelt sind als die deutschsprachigen oft derselben Autoren. Bei Aufführungen lateinischer Dramen verteilte man oft gedruckte deutsche Inhaltsangaben, war also im Grunde schon ebensoweit wie heute, wo man fremdsprachige Tonfilme durch deutschen Text ähnlich unvollkommen erläutert.

Um seiner Merkwürdigkeit willen wollen wir hier eines der ersten historischen Dramen Deutschlands erwähnen, das die Jerusalemfahrt des größten Pommernherzogs, Bogislaws X., zum Inhalt hat. Es ist von dem sächsischen Juristen Ritzscher schon 1501 verfaßt, aber nach dem unrühmlichen Fortgang des Verfassers erst wegen seines vermeintlichen Quellenwerts 1593 wieder gedruckt worden. Es beginnt damit, daß der Herzog seinem Marschall und Kanzler den Plan der großen Reise mitteilt. Der Herzog ist zunächst ganz ohne Grund von einem pathetischen Pessimismus erfüllt, wenn er seine Erkenntnis von der völligen Fragwürdigkeit aller menschlichen Dinge ausspricht. Doch das Unwahrscheinlichste leistet sich Ritzscher nun. Auf den Vorwurf des Herzogs, sie hätten über ihn getuschelt, antwortet der Marschall: „Man muß das hinnehmen, weil der Herr es ausspricht. Wenn es aber ein Mann von anderm Stande wäre, würde er für diese

Worte Prügel bekommen.“ Herzog: „So?“ Marschall: „Jawohl, und gerade du, der du unserer Treue sicher sein kannst, solltest bescheidener sein . . .“ Die Herzogin ist ganz als liebendes Weib gezeichnet, das für das Ruhmesverlangen ihres Gemahls nichts übrig hat. Kalt scheidet Bogislaw. Der zweite Teil des Dramas spielt ein halbes Jahr später. Unglücksmeldungen treffen ein, aber zur Abwechslung setzt Ritzscher vor dem glücklichen Ende eine saftige Schimpfzene zwischen Torhüter und herzoglichem Kurier ein, die mit der Wirklichkeit nicht viel zu tun hat. Dann erfahren wir schließlich in einem langen, dramatischen Botenbericht von dem Ueberfall auf das herzogliche Schiff und Bogislaws Heldentaten. Die zeitgenössischen Historiker nahmen diesen Bericht wörtlich als Quelle an, aber heute wissen wir, wie harmlos, um nicht zu sagen unrühmlich, sich alles abgespielt hat. Solche aktuellen Stoffe wählte das eigentliche Schuldrama im allgemeinen nicht. Biblische und römische Geschichte wurden hauptsächlich ausgeplündert, und die Parabel vom Verlorenen Sohn hat, wenn auch in weltlicher Form, die meisten Stücke irgendwie beeinflusst. Es fügt sich gut, daß wir zwei lateinische Dramen pommerischer Verfasser anführen können, die diesem Thema in ganz verschiedener Weise zu Leibe gehen.

Das erste ist des Stettiners Adam Ram „Rhaconcarton“ (1602). Es handelt sich darin um den ungewöhnlichen Trotz eines Jungen, den der Vater selbst den Gerichten übergibt mit der Bitte, ihn zum Tode zu verurteilen. Die Richter, die keine Entscheidung fällen wollen, bringen den Fall vor den König. Als der Vater sich sogar bereit erklärt, der Hinrichtung beizuwohnen, nimmt der König ihn unter seine Richter auf, da er schon gegen seinen eigenen Sohn so unparteiisch gerichtet habe. Der Junge wird benadigt.

Den modernen Leser wird diese Geschichte wegen ihrer Grausamkeit befremden. Wie in Wirklichkeit, so wurden aber auch in zahlreichen Schulkomödien der Zeit jugendliche Diebe z. B. ohne Federlesen aufgehängt. Trotzdem hat Ram zu wenig getan, die Schuld des Jungen Carton groß genug erscheinen zu lassen, vor allem hat er seine kleinen Verbrechen nicht einmal in Handlung vorgeführt. Es heißt nur allgemein, er ärgere seine Lehrer und führe ein wüstes Leben. Immerhin kommt die bodenlose Frechheit des Lausbuben sehr hübsch zur Geltung, wenn er z. B. den Vater mit dessen eigenen Worten parodiert und den

Wütenden unterbricht: „Wenn du dich genügend ausgetobt hast, mach endlich Schluß.“ Als der erregte Vater in Ohnmacht gefallen ist, flehen die herbeigeeilten Nachbarn Carton an, sich zu bessern. Der fühlt sich aber plötzlich als Verbrecher aus Anlage, der nicht anders handeln kann. Psychologisch ist das natürlich alles unmöglich. Wir dürfen aber nie vergessen, daß es dem Schuldramatiker auf eine möglichst starke pädagogische Wirkung ankam. Und wenn der dem Tode Entronnene am Ende seine Mitschüler warnt, so glaubte Ram, sein Ziel erreicht zu haben.

Sobald allerdings Carton erfährt, daß der Vater erst machen wird, ist es um seine Reue geschehen. In wahrer Todesangst sucht er zu entfliehen, aber schließlich führt der Vater ihn am Strick zum Gericht, begleitet von dem witzigen Büttel, dessen auf den lateinischen Wortspielen beruhenden Späße im Deutschen aber kaum wiederzugeben sind. In diesem affektreichen Stück hat Ram natürlich auch auf die selbst im lateinischen Text sehr wirkungsvolle Gestalt der zärtlichen Mutter nicht verzichtet. Der Stellung der Frau im 16. Jahrhundert entsprechend, hat sie aber in diesem Familienzwist dem Manne gegenüber gar keine Stimme. Ihre Verzweiflung ergeht sich in den höchsten Lagen. „Du reißt dir nicht die Haare aus?“ fragt die Magd, die sich soeben nach Rüdendingen erkundigt hat. „Was denn“, schreit die Mutter, „Himmel und Erde überschwemme ich mit meinen Tränen!“ Der Ausgang des Stückes ist ja schon bekannt.

Ein ganz anderes Temperament herrscht in der reizenden Studentenkomödie des Pommern Martin Schmechel, dem „Hercules Academicus“ (1621). Hier herrscht eine wahrhaft liberale Gesinnung, das Stück ist geradezu modern. Schmechel hatte mehrere Vorbilder, deren berühmtestes die „Studentes“ des Christoph Stummel waren, der seit 1556 in Stettin wirkte und hier seinen „Isaac“ schrieb. Jene Komödie vom Jahre 1545 war eine der meistgespielten und -gedruckten des ganzen Jahrhunderts, ja, sie war wohl in halb Europa bekannt. Die Lieblingsfabel vom Verlorenen Sohn war hier aufs Studentenleben übertragen worden und damit sehr glücklich von seinen lästig werdenden religiösen Bindungen befreit. Da gab es bummelige und fleißige Studenten, verführte Mädchen, harte und milde Väter, studentische Sitten, kurz alles, was nach dem Geschmack des verehrlichen Publikums war. Schmechel hat nun rund siebzig Jahre nach diesem ersten

Stück alle bis dahin angesammelten Motive in seine reichlich lange Komödie gepreßt. Die Jugendlichkeit Stummels geht ihm ab, kein Wunder, denn er hatte sein Stück als Zwanzigjähriger verfaßt. Er ist bürgerlich-behåbig, aber dennoch fehlt ihm nicht die Ironie oder, was mehr ist, der Humor, wenn er seinen „Helden“ nach lustigem Leben das Studium aufgeben und zu aller Zufriedenheit Bierbrauer werden läßt.

Mit einer reizenden Abschiedsszene zwischen Rosina und dem zukünftigen Studenten Alastor hebt das Stück an. Die Verliebten überschütten sich mit Zärtlichkeiten. Ich werde nicht vergessen, schwärmt Rosina, wer mich einst heimführen wird, wer mir mit honigsüßen Gesprächen die Zeit vertreiben wird, wem ich alle Geheimnisse anvertrauen werde, ja, wem! - Die besorgte Mutter ermahnt das Söhnchen, sich nicht zu überarbeiten und das Geld nicht dem Pastor Eucharis zu zeigen. Aber im Chor der mißtrauischen Verwandten und Bekannten ist der Vormund Eucharis der weitherzigste und von einem unbegründeten Optimismus erfüllt. Im 2. Akt kommt Alastor in der Universitätsstadt an. Hier beginnt gleich das lockere Studentenleben mit Spiel, Gelage und Liebschaften. Auf der Hochzeit eines Freundes wird Alastor in ein Duell verwickelt, das aber verhindert wird. Zwei Freunde unterschlagen einen Geldbrief Rosinas, denn die Gute versorgt den fleißigen Geliebten von Zeit zu Zeit mit dem nötigen Geld. Sie hat einen Brief in deutscher Sprache beigelegt, der nun unter schallendem Gelächter verlesen wird. Einige Zeilen wollen auch wir zum besten geben. „Ach daß wir würden nach begier / Nun mehr ehelich vertrauet schier / Damit meins herzen traurigkeit / Und sehr betrübtes Herzenleid Verwandelt würd in frölichkeit / Das wünsch ich nur zu aller zeit . . .“ Er soll schnell nach Hause kommen und den

Ring aufstecken! „Lasset studieren wer da will / Ich habe doch der Gülden viel . . .“

Nach zwei Akten Studentenleben führt Schmechel uns in die Heimat zurück, wo man natürlich auf Alastors Taten gespannt ist. Die Mutter ist nicht sehr zuversichtlich, denn es gebe heuer zuviel Doktores! Bald erscheint Alastor selbst in modischer Studententracht, kaum wiederzuerkennen. Was will er? Eine italienisch Sprechende Cortisana ist ihm gefolgt und möchte ihn zum Vater ihres mitgebrachten Kindes machen, welches Ansinnen Alastor weit von sich weist. Trotz allerlei Gerüchten wird ihm weiteres Geld bewilligt. Rosinas Vater taxiert ihn als Schwiegersohn und zieht ganz allgemein einen Studierten einem Kaufmann vor. Aber das Schicksal will, daß Alastor als - Bierbrauer seine Rosina kriegt! Nachdem Alastor noch den belwollenden Dyscolus verprügelt hat, verschwindet er wieder in die Universitätsstadt.

Bei der Verlobung im letzten Akt hält sich der Rektor vornehm zurück, während Rosinas Vater ausführlich die Mitgift erörtert. Die Landwirtschaft steht dem Schwiegersohn jederzeit zur Verfügung. (Da plazen die anwesenden Studenten heraus.) Wir erkennen den Vater gar nicht wieder, denn er sagt: „Lieber wär's mir ja, du würdest Bierbrauer!“ Alastor: „Das war mein Geschmack schon lange.“ Dem Rektor gibt man zu verstehen, der Staat könne nicht aus lauter Gelehrten bestehen, und das heiratslustige Mädchen jubelt dieser Weisheit zu.

Wir müssen weiterreisen. Manch ein bedeutsames lateinisches Stück verdiente noch nähere Beschreibung. Nicht einmal den grßten deutschen Theatraliker um 1600, den Pommern Caspar Brlow, können wir hier in seiner Bedeutung würdigen. Dieser Mann suchte mit brennendem Ehrgeiz die berühmteste Schulbhne Deutschlands zu erobern, zu deren Aufführungen man von weit und breit

herbeistrmte. Und er überstrahlte in der Tat mit sechs lateinischen Dramen alles dort bisher Gezeigte. Niemand vor ihm in Deutschland hat diese Besessenheit vom Theater gehabt. Große menschliche Leidenschaften stellt er dar, kriegerische Ereignisse, wunderbare Erscheinungen wie das Drachenungeheuer in der „Andromeda“; Greueltzenen bevorzugt er besonders. Am meisten liebt er das lasterhafte Weib wie die Fulvia im „Caesar“, „die nichts Weibliches an sich hat als ihren Leib“ Brlow hatte begriffen, daß man dem Publikum etwas zeigen müsse, wenn es schon den lateinischen Text nicht verstand. Außerordentlich waren die technischen Forderungen, weshalb wohl auch in Pommern keine Aufführung dieser Dramen nachzuweisen ist.

Auch die prachtvollen Dramen des Stettiner Pastors Daniel Cramer sind in Straßburg aufgeführt worden. Das ist ein Beweis für ihre Bhnenwirksamkeit, aber auch dichterisch gehören sie zum Besten und Originellsten in dieser Epoche. Sie waren nicht umsonst über ganz Deutschland verbreitet. Etwas sehr Originelles tat auch der pommersche Hofrat Valentin Winther, der das berühmte Schferspiel des Italieners Guarini ins Lateinische übersetzte und bei der Hochzeit des kunstliebenden Pommernherzogs Philipp II. 1607 in Stettin aufführen ließ. Der Arzt Hiltbrand ließ 1616 Tassos „Aminta“ folgen. Namentlich das erste Stück ist von unbeschreiblichem Glanz der Sprache. Das meiste davon geht natürlich in der Übertragung verloren. Aber immerhin läßt sich keine frühere Übersetzung in Deutschland nachweisen.

So steht also das lateinische Drama Pommerns dem der andern Gue in diesem Zeitraum ebenbürtig zur Seite. Daß im deutschen Drama noch mehr ganz neuartige Leistungen aufzuweisen sind, werden wir in einem zweiten Aufsatz darstellen.

J. H. E. BUTTNER :

## Bäuerinnen

Sie sind die ersten, die am frühen Morgen  
Aus ihren Träumen in den Alltag schreiten.  
Und sind die letzten, die am späten Abend  
Mit müden Armen sich ihr Bett bereiten.

Die braunen Kühe kennen ihre Schritte,  
Als ob sie wüßten, daß der erste Gr,  
Den sie den jungen Tag entgegenbringen  
An jedem Morgen ihnen gelten muß.

Dann kommen tausend andre Dinge  
Den braunen Händen noch entgegen.  
Doch, ehe die Hände sie bezwingen  
Liegt schon der Abend auf den Wegen.

Sie sind die letzten, die am späten Abend  
Mit müden Armen sich ihr Bett bereiten.  
Und sind die ersten, die am frühen Morgen  
Aus ihren Träumen in den Alltag schreiten.



# Von Wahrheit will ich nimmer lan . . . !

## Stimme der Ahnen:

Theodor Storm

Hehle nimmer mit der Wahrheit!  
Bringt sie Leid nicht, bringt sie Reue;  
doch weil Wahrheit eine Perle,  
Wirf sie auch nicht vor die Säue!

Johann Gottfried von Herder

Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Gegenmittel gegen Wahn und Irrtum, von welcher Art sie sein mögen.

Johann Wolfgang von Goethe

Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum uns immer wieder gepredigt wird.

Immanuel Kant

Das Höchste, was man vom Genie verlangen kann, ist Wahrheit!  
Es kann sein, daß nicht alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält, denn er kann irren; aber in allem, was er sagt, muß er wahrhaft sein, er soll nicht täuschen.

Wilhelm Heinrich Niehl

Volkschmeichler in Zeiten der Volksherrschaft sind ebenso verächtlich wie Fürstenschmeichler in Tagen der Fürstengewalt. Und vielleicht gehört allezeit mehr Mut dazu, dem Volke die Wahrheit zu sagen als den Fürsten.

Georg Christoph Lichtenberg

Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durchs Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu versengen.

Paul de Lagarde

Wenn es nicht ein Genuß ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verachtet und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen.

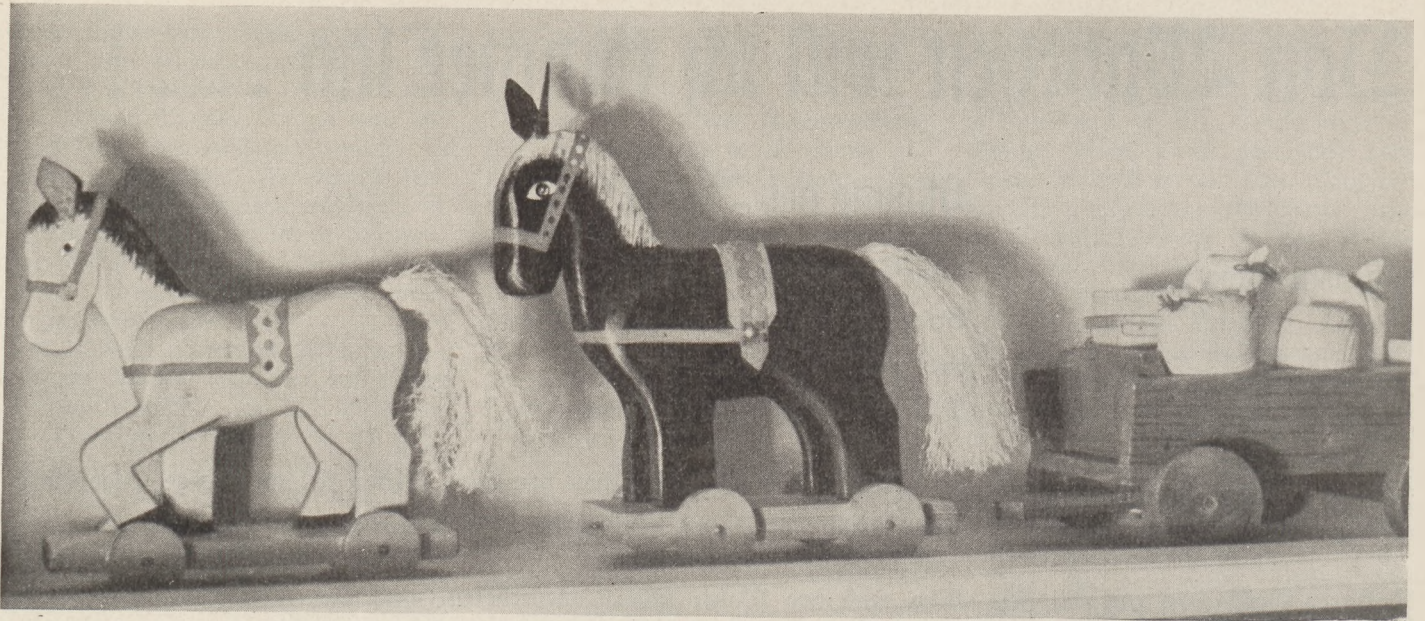
## Stimme des Führers:

Ich glaube, daß es bei alledem notwendig ist, aufrichtig die Wahrheit zu sagen und daß man nicht aus Angst vor der Unwissenheit oder der Mißgunst des Volkes oder der Unpopularität verzichten darf, die Dinge so darzustellen, wie sie tatsächlich sind . . .

Der heroische Gedanke muß stets bereit sein, auf die Zustimmung der Gegenwart Verzicht zu leisten, wenn die Wahrhaftigkeit und Wahrheit es erfordern . . .

Die Voraussetzung zu jeder Tat: zunächst der

**Wille und Mut zur Wahrhaftigkeit!**



Spielzeug, das von Kindergärtnerinnen gearbeitet wurde

# Spiel

## mit Geschmack und Verstand



Drollige Puppen aus einfachstem Material

Aufnahmen: Lammers



Unsere Bilder sollen keine nachweh-  
 nachtlliche Auslese etwa empfehlenswer-  
 ten Kinderspielzeugs sein, sie zeigen auch  
 keine ausgesuchten Museumsstücke von  
 Rasperlefiguren - sie bringen vielmehr  
 Proben aus der handwerklichen Ausbil-  
 dung künftiger NSD.-Kindergärtnerin-  
 nen und ihre Nutzenwendung im Kinder-  
 garten selbst. In dem Seminar an der  
 NS.-Frauenshule für Volkspflege in  
 Stettin und in dem Grenzlandseminar  
 Radawitz (Kreis Flatow) werden junge  
 Mädels in zweijährigen Kursen für den  
 Dienst an unserer Jugend vorbereitet, die  
 weit mehr verlangt, als landläufig be-  
 kannt ist. In den Werk- und Bastelstunden

lernen und beweisen sie, wie mit den einfachsten Mitteln Spielzeug geschaffen werden kann. Und dann entstehen aus primitiven Tuch- und Stoffresten, gepaart mit viel Phantasie und Liebe für handwerkliche Betätigung, Puppen fürs Kasperletheater oder Tierfiguren; mit den Holzarbeiten schaffen sie handfestes Spielzeug, das den täglichen Anforderungen von 20, 30 oder 40 Kindern gewachsen sein muß. Die verschiedenen Handpuppen und das bunte Zwiagespann mit dem beladenen Wagen sollen keine „Meisterstücke“ der NSD.-Kindergärtnerinnen herausstellen, sondern einmal kurz einen wesentlichen Teilausschnitt ihrer

„Häkelei mit Zungenschlag“



#### Eifrige Jungens beim Malen und Kleben

Lehrzeit beleuchten, die ihnen Anregungen nach den verschiedensten Richtungen geben muß.

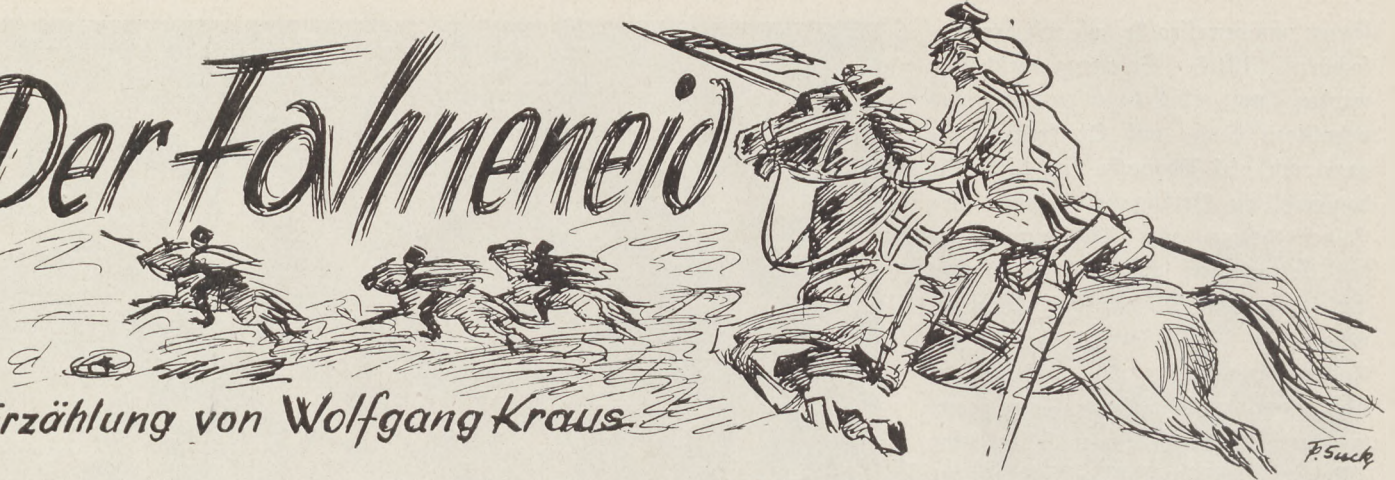
Denn unsere Kindergärten sind keine Bewahranstalten, in denen die Zeit auf irgendeine Weise totgeschlagen wird, sondern sie haben neben der gesundheitlichen Förderung und Überwachung ihrer Schützlinge eine erzieherische Aufgabe zu erfüllen. Denken wir an die Pflege des Liedgutes, an die Vermittlung von heimatlichen Erzählungen und Anekdoten oder an die Weitergabe heimatgebundenen Brauchtums. In dieser Erziehung, die in den 150 NSD.-Dauerkindergärten und in den rund 250 Erntekindergärten im Gau Pommern geleistet wird, spielt die Beschäftigung des Kindes eine große Rolle. Wir sehen die Jüngsten beim Kneten, durch das das Auge geschult wird, die größeren werden mit leichten Laubsägearbeiten beschäftigt. Das Ausschneiden, Bemalen oder Kleben macht nicht nur riesigen Spaß, sondern erzieht - unbewußt vielleicht - die Kinder gegenseitig zu peinlichster Genauigkeit und Sauberkeit. Die Beispiele könnten weiter fortgesetzt werden, denn genau so, wie die Formen des Spiels wechseln müssen, hat auch auf diesem Gebiet die Leiterin eines Kindergartens eine Fülle von Anregungen zu vermitteln.

h-r.



# Der Fahnenreißer

Erzählung von Wolfgang Kraus



Der Nebel fraß die Gedanken. Wie lange sie schon so ritten, - er wußte es nicht mehr. Vielleicht war nur dies die Wirklichkeit und alles andere Leben nichts als ein ferner Traum. Die Lieder waren verstummt. In die Straße des grauen Regens hinein, die ohne Ende war, ritt das Regiment.

Leutnant Heinrich von Randell ritt neben der Schwadron, der er nach der unerwarteten Einberufung zu dieser Übung zugeteilt war, doch seine Gedanken schwammen mit den nassen Schleiern ohne Straße dahin. Dieser Strom von Schatten, der vor ihm und hinter ihm war, trug ihn ins Angewisse. Nur der Rücken des Pferdes mit dem ächzenden Sattelzeug war fester Halt in der nirgends von einem Ufer begrenzten Weite. So und nicht anders war sein Dienst für Rußland. Bauern und Soldaten waren seit Jahrhunderten die Barone Randell gewesen, der Boden, der ihnen unter dem Pfluge lag, war mit dem Schwert erkämpft, und unter den stolzen Adelsitzen im weiten Livland war ihr bescheidenes Haus eines der ältesten, Halt gebietend dem tatenfrohen Ritt, der die Väter nach Ostland geführt hatte, und ihrer überlieferten Art ein fester Schuh.

Nun, da er, wie so manche seines Namens, den Rock des Jaren trug, fühlte er schmerzlich den Riß im Gewissen. Daß er Deutscher war, darüber gab es kein Nachdenken. Im baltischen Bewußtsein war kein Raum für solche Grübeleien. Nur wenige brachten es fertig, ihr deutsches Ich wie einen zu eng gewordenen Rock mit dem russischen Sein zu vertauschen, das weiter und reicher erschien, Treibholz im Leben der Völker. Für ihn war Deutschsein nichts anderes als Atmen können, war so selbstverständlich wie jeder Stein im nahen Dorpat, in dessen Mauern, vom frohen Burschensang erfüllt, seine Schulzeit lag, so selbstverständlich wie die vom Sonnenlicht durchspielten Birken, deren leichte Zweige der Sommerwind an sein Fenster im väterlichen Hause zu Woldohn schlug. Die Welt der Kindheit hatte nichts gemeinsam mit der andern, in die ihn der soldatische Dienst gestellt. Wenn sein Mund russische Worte formen mußte, blieb ihm die Sprache der Gemeinschaft, in die er eingereiht war, ohne Echo, taub und fremd.

Fremd war alles um ihn her. Das russische Land und seine Menschen. Die baumlose Straße, in deren braunem Brei jeder Schritt versank, die Reiter, die mit ihm, auf wenigstens voraus schon unsichtbar, ins Wesenlose trabten, die niedrigen strohgedeckten Bauernhütten, die spärlich da und dort auftauchten und im Regenschleier gleich wieder verschwanden, - alles, was er sah, blieb außerhalb der Grenzen des Bewußtwerdens.

Das ärmliche Dorfquartier, das den Übungstag beendete, ließ im trockenen Geborgensein der niedrigen Stuben die ein-

geschlafenen Glieder erwachen, in denen das wiederkehrende Wort Heimat ihn mit dem Peitschenhieb des Hohnes traf. Auch das verbindende Gefühl, das ihm der Befehl über diese einfachen Leute von gefundenen Sinnen gab, seine Sorge um sie und die kindliche Dankbarkeit, in der sie gläubig zu ihm emporblickten, vermochten nichts von dem zurückzugeben, was ihm entschwunden war, seit er zu ihnen gehörte. Gehörte er denn zu ihnen? Gehörte er zu denen, die gleich ihm den Degen und die silbernen Achselstücke trugen? Als letzter traf er bei ihnen im Hause des Dorfältesten ein, nachdem er in den Ställen und in den Unterkünften der Mannschaften alles nachgeprüft und geordnet hatte, lärmend begrüßt mit Fragen, ob ihm denn die Leute wichtiger wären als die Kameraden. „Auch sie sind meine Kameraden“, gab er kurz zurück und nahm Platz neben einem dicken Rittmeister, der laut aufschlachte: „Seht an, er will russischer sein als wir Russen, wir befehlen einfach, und damit gut. Aber die Balten wollen immer Mütterchen spielen, statt dem großen Rinde Volk rechtzeitig die Knute zu geben.“ Randell erwiderte nichts und tat dem Zutrunke der andern kurz Bescheid.

Die allmählich sich rötenden Gesichter, das brodelnde Meer der kaum verständlichen Gespräche, deren Lärm in lauten Wogen an sein Ohr schwall, die Rauchschwaden im flackernden Kerzenlicht - dumpf wuchs vor seinem trotz des Trinkens nüchtern bleibenden Bewußtsein eine trennende Wand empor. Plumpe Witze kreuzten sich mit geistreichen Einfällen, Asien, und Paris, das Erbteil des Tatarenblutes der Goldenen Horde lebte auch unter der Tünche der Petersburger Erziehung. Fast hätte er es versäumt, mit den anderen aufzuspringen, als die Gläser beim Hoch auf den Jaren an die Wände klirrten.

Der Oberst, eine breite bärtige Gestalt mit dem weißen Georgskreuz vom Japankriege, zog ihn ins Gespräch. „Das ist bei uns Russen nun einmal so, wir wissen niemals, wie weit wir reiten müssen. Unser Land hat keinen Horizont, und wir merken es meistens zu spät, wenn wir die Grenze erreicht haben. Damals, vor zehn Jahren, als ich mich zur Front in die Mandchurei meldete, war zwischen Himmel und verfluchter gelber Erde nichts, was einen ehrlichen Säbelhieb gelohnt hätte, und so traf schließlich uns selber der Schlag. Gebe der gnädige Gott, daß uns, wenn wieder der Befehl zum Reiten kommt, bessere Quartiere winken.“

„Das Quartier ist mir immer recht, das befohlen wird.“

Der Oberst wandte ihm sein volles Gesicht zu: „Solgen Sie nur dem Befehl? Nicht auch dem Herzen?“

„Im Dienst bestimmt der Befehl, das Herz gehorcht der Pflicht.“

„Das Herz gehört dem Vaterlande“, ergänzte mit fragender Stimme der Rittmeister der Schwadron, der sich ins Gespräch mischte.

Ohne zu zögern entnahm Randell dem Sinne des Wortes den Klang. „Es gehört der Heimat“, seine Stimme senkte sich, und die Gedanken wanderten ihm fort.

Keiner von den andern hörte das Doppeldeutige heraus.

„Rußland ist friedlich“, sagte der Oberst, „der Zar will kein Unrecht, aber wenn er befiehlt, daß unsere Pferde aus der Oder trinken sollen, dann werden die französischen Freunde den Rhein zur Tränke schon finden.“

In Lachen, Trinken und tobender Fröhlichkeit versank die Nacht.

Randell fand lange keinen Schlaf. Seine wachen Sinne ritten und ritten, der Müdigkeit weit voraus. Was ihn hier band, war ein Eid, den man ihm abgenommen, ohne zu fragen, ob er willens und fähig war, ihn zu halten. Und nun hielt ihn der Eid. Die Vorfahren der Knechte, an die er ihn fesselte, waren vielleicht dem Schwertschlag der ritterlichen Reiter erlegen, in deren Blutkreis er sich eingeschlossen fühlte, aber er fand auch aus dem andern Kreise nicht heraus, in den ihn die Pflicht des Gehorsams zwang, bitteres Erbteil der Väter. Wirre Träume ließen ihn in kurzen unruhigen Schlummer fallen.

Der Morgen brach in nasser Klarheit an. Im frühen Licht erglänzten die Pfützen, als die Trompeten bliesen. Randell ließ aufsitzen. Aus der Reihe der gleichförmig unbelebten Gesichter lachte eines ihm vertraut entgegen. Wendler, ein Deutscher von der Wolga.

Er rief ihn an: „Trotz Dreck und kalter Füße immer guter Laune?“ Er sprach russisch, um vor mißtrauisch aufmerksamen Ohren den Anschein eines mehr als dienstlichen Vertrautseins zu vermeiden. In gebrochenem Russisch kam die Antwort: „Das bißchen wird uns als Soldaten doch nichts anhaben.“

Randell nickte ihm zu und sagte laut: „Natürlich, wir sind ja russische Soldaten.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant“, erwiderte Wendler und blickte undurchdringlich geradeaus, „wir sind Soldaten des Zaren.“

Die Schwadron trabte an. Die Gesichter glitten an Randell vorüber, Wendler war schon in der Reihe voraus, als er sich anschloß, aber der Blick dieser blauen Augen und der Klang des Wortes verließ Randell nicht, den ganzen Tag nicht und auch nicht später.

\*

Aber diese Beete war er als Kind gesprungen, alle die vielfach verschlungenen Wege war er im Spiel gelaufen. Dort der Rundlauf zwischen den Tannen am Tennisplatz hatte ihn mit Jauchzen in die Luft emporgetragen, im Obstgarten kannte er jeden Strauch, die roten und die gelben Himbeeren und dort neben den süßen Erdbeeren, die ihre Köpfe unter dem Blattgrün am Boden bargen, die verlockend herben schwarzen Johannisbeeren. Alles war wie früher. Betörend kam von den Blumen, deren lange bunte Reihen hinter dem Herrenhause zwischen den Wegen leuchteten, vom sachten Winde getragen, ein voller schwerer Duft herauf. Johannisnacht war heute.

Seit er wieder zu Hause war, wich langsam von Randells Schultern die Schwere, die ihn mit dem fremden Dienst bedrückte. Lange hatte nach dem Tode der Mutter in Woldohn die Hausfrau gefehlt. Nun hatte das Mädchen aus Deutschland, das er nur mit zögernden Bedenken kommen sah, dem alten Vater Sekretärin, Vorleserin und Gesellschafterin zugleich, still und ohne viel zu reden, die Zügel der Wirtschaft an sich genommen, und aus ihrem beruhigendem Wirken wehte es ihm wie ein Hauch der Erinnerung aus Kindheitstagen ent-

gegen. Immer stand ein frischer Blumenstrauß in seinem Zimmer auf dem Tisch am Fenster, aber als er sich einmal dafür bedanken wollte, hatte sie sich abgewandt, und er durfte sie nicht ansehen, ohne eine Befangenheit, die er sonst nicht kannte, aufsteigen zu fühlen.

Sabine Reinert trat, um die Schultern ein helles Tuch geworfen, aus dem Hause auf die Terrasse, wo Baron Paul von Randell mit dem Sohn im schwindenden Abendlicht noch am abgeräumten Teetisch saß. Gegen die weiße Wand zeichnete ihre schlanke Gestalt sich wie ein zarter Scherenschnitt ab.

Sie gingen zu dritt auf die Felder hinaus zum Gesinde, das diese Nacht mit uralt ererbten Bräuchen feierte. Die Letten hatten Pechtonnen aufgestellt und Reisig zu Scheiterhaufen getürmt. Bald loderten die Feuer. Sehnsuchtsbange Lieder, von dunklen weichen Stimmen in die schweigende Nacht gesungen, begleiteten die Spiele und den Sprung durchs Feuer. Auch Heinrich Randell wagte ihn, vom Jubel der Leute begrüßt. Dann folgte er mit Sabine dem Vater, der schon vorangegangen war.

Wie eine unausgesprochene Verabredung war es, daß sie den Umweg durch den im Dämmer liegenden Garten nahmen. Von fern klang der Gesang herüber, wie Inbrunst und Hoffnungsflage, schwach leuchtete der Widerschein der Feuer. Heinrich hatte den Arm des Mädchens genommen. Ihr Gespräch war verstummt. Es wäre ihm plump erschienen, ein Wort in diesen lautlos schwebenden Gleichklang fallen zu lassen. Schon tauchte der Schatten des Hauses auf, noch waren sie nicht im Bereich des Lichtscheins, der aus den erhellten Fenstern in den Garten fiel, da beugte sich Sabine nach dem entgleitenden Tuch, Heinrich hielt es, und indem er es um ihre fröstelnden Schultern legte, fiel alle Fremdheit von ihm und von ihr ab. Ein Widerschein des ersten Du, des einzigen Wortes, das er sprach, lag auf ihrem hellen Gesicht, das sich ihm langsam zuwandte. Es war nur ein flüchtiges Sichvergessen. Behutsam aber bestimmt löste sie sich und eilte dem Hause zu.

Sie blieb an diesem Abend verschwunden, und in den nächsten Tagen wich sie ihm aus. Und dann war ein Morgen da, wo sie am Frühstückstisch fehlte. Heinrich wußte gleich, das war der Abschied. Ohne daß sie es ausgesprochen hätte, wurden ihm Scheu und Empfindsamkeit verständlich, die sie, mit leeren Händen kommend, gegenüber dem begüterten Hause empfand. Und nun war es zu spät, Bedenken zu beschwichtigen, Abgründe des Zartgefühls zu überbrücken. Seine Frage zwischen zwei belanglosen Gesprächen wurde vom Vater überhört, so leise war sie. Dann gab der alte Baron zur Antwort, Fräulein Reinert wäre nach Riga gefahren, um Verschiedenes zu besorgen. Als am Tage darauf mit der Post ein Brief kam, der eine willenskräftige Frauenhandschrift zeigte, wußte Heinrich, was er enthielt, noch bevor der Vater ihn öffnete. Es war die Bitte um Urlaub und gleichzeitig um Entlassung. Sabine erklärte diesen Wunsch mit Heimweh und mit der Pflicht, die erkrankte Mutter zu pflegen. Kein Wort an ihn. Trotzdem schrieb er an die angegebene Adresse in Riga. Dieser Brief erreichte sein Ziel nicht mehr.

Die tödlichen Schüsse auf den Erzherzog Franz Ferdinand zerrissen den Frieden der Völker Europas.

Als Heinrich Randell, den Einberufungsbefehl in der Tasche, dem Vater zum Abschied gegenüberstand, lag ein Schleier, durchsichtig und dunkel, über ihrer Ahnung ohne Trost und Hoffen.

„Den Degen habe ich genommen und ungerne getragen. Jetzt ist mir, als müßte der Rost ihn fressen, daß ich ihn nicht zu ziehen brauche. Soll man einer solchen Pflicht gehorchen, darf man es überhaupt? Drüben liegt das Land, das ich liebe,

das Volk, zu dem ich gehöre. Ich kann doch nicht gegen Deutschland reiten!"

Der Vater blieb ruhig. „Nicht der Wille, sondern das Muß befiehlt der Kraft des Könnens.“

„Zwang ist der Fahneneid, aber auch er macht mich nicht zum Russen!"

Der alte Baron sah ihm ernst in die Augen. „Auch der Großvater war kein Russe und wollte es nicht sein, und er hat doch dem Zaren gedient. Aber der Anmaßung, die über das Gebot der Treue in sein eigenstes Ich greifen wollte, gab sein fester Sinn scharfe Abfuhr. Als der Gouverneur ihn beim Empfang in Riga hartnäckig als Russen anredete, erklärte er ihm furchtlos und stolz: ‚Exzellenz, wenn man ein Fohlen in einen Schweinestall sperrt, so wird dennoch ein Pferd daraus. Ich bleibe überall ein Deutscher!‘ Der Exzellenz soll an einer Fortsetzung des Gesprächs nicht viel gelegen gewesen sein. Auch für dich gilt das Wort des Großvaters. Nimm vom Vater ein Wort dazu. Das edle Pferd frißt nicht aus jeder Krippe, aber es gehorcht dem Zügel, selbst wenn es den befohlenen Weg nicht liebt.“

Noch ein Blick von Mann zu Mann, ein stummer Druck der Hände. Vor der Treppe klang Hufschlag, ein Peitschenhieb knallte, der Zweispänner, der Heinrich zur Bahn bringen sollte, war vorgefahren.

\*

Seltam eindringlich war der Blick des Obersten gewesen, als Randell sich meldete. Als wollte er durch den Rock dringen, doch die Frage blieb unausgesprochen. Auch die andern schienen noch fremder geworden. Es war kein Mißtrauen, es war nur, als wäre ein letztes loses Band des Verstehens zerrissen. So konnte er auch Wendler nur mit knappen russischen Worten begrüßen.

Das Regiment marschierte westwärts. Pferde und Menschen witterten den Krieg, obwohl er noch nicht erklärt war. Auf den Schienenwegen, deren Lauf die Straße kreuzte, lief Zug um Zug mit Truppentransporten, Geschützen und Kolonnen in der gleichen Richtung, dem Westen zu.

Sie ritten.

Auf den Feldern standen die Kornpuppen. Erntelieder zitterten in der goldflimmernden Luft, und durch die reisende Erfüllung rauschte noch volle sommerliche Inbrunst im Laub der alten Wälder. Unter den Wacholderbüschen reiften rote und blauschwarze Beeren, Pilze hoben ihre runden Kappen aus Moos und Nadeln. In die Dörfer hatte die nahe Ungewißheit eine sonst nicht gekannte Unrast geworfen. Hinter den Männern, die ihre Arbeit liegen lassen mußten, weinten die Mädchen in die buntgestickten Schürzen. Pferde wurden von den Koppeln getrieben, Schlachtvieh zog stumm und geduldig den Bahnhöfen zu.

In die Njemen-Armee des Generals von Rennenkampff, die gegen die ostpreussische Grenze vorrückte, reichte das Regiment sich zur Vorhut ein. Als die Nachricht von der Kriegserklärung eintraf, da wirkte sie wie verspätet, sie überraschte niemanden mehr. Diese Welle, die der Sturm vor sich hertrieb, war nicht mehr aufzuhalten.

Die Grenze war kaum zu erkennen. Wäre nicht der Graben gewesen und an der Straße die Pfähle mit den Landesfarben, hätte Randell den Übergang in der flachen Weite kaum gesehen. Und dennoch riß die Grenze mitten durch seine Brust. Daselbe Land hüben wir drüben, aber der Ausdruck seines Antlitzes so verschieden, als läge ein Meer zwischen zwei Welten. Die ersten Häuser, die sie trafen, glänzten im frischen Weiß. ihre breiten Dächer bargen wohlliches Behagen, sauber gepflegte Gärten mit bunter Blumenfülle hielten in ihrem Will-

kommen den Frieden, die festen Straßen führten zu einer überlegenen Ordnung hinüber. Um Jahrhunderte zurück lag Litauen, durch das sie eben erst gekommen waren, sie ritten wie in blühende Zukunft hinein. Ostpreußen, ältere Schwester der baltischen Heimat, lag vor dem Wege. Randell pochte das Herz, als würde er mit offenen Armen empfangen. Und wußte doch, daß hinter diesem friedlichen Bilde die blutige Wirklichkeit stand.

Die russischen Reiter begriffen den Wechsel nicht. Ein Sprichwort, das die Jugend sie gelehrt, sagte: „Der Deutsche ist klug, er hat sogar den Teufel erfunden.“ Konnte das Wunder dieses geregelten Lebens mit rechten Dingen zugehen? Sie standen vor etwas, was da und doch unfassbar war, vor einer Mauer. Das erste Dorf, das sie erreichten, lag ausgestorben unter seinen roten Ziegeldächern, aus deren Schornsteinen kein Rauch stieg. Die Bewohner waren fort. Das sah nach planmäßiger Flucht aus. Randell ließ herbeischaffen, was gebraucht wurde, Hafer und Lebensmittel, und sorgte, wo er hinkam, mit Strenge, daß nicht geplündert wurde.

Im nächsten Dorf trafen sie vor den Häusern Gespanne, die mit Hausrat und Betten beladen waren. Der rasche Vormarsch der Russen hatte die Bauern überrascht. Nun standen die Pferde halb angeschirrt, teils waren sie eilends in den Stall zurückgebracht worden. Die Reiter sprangen von den Pferden, und einzelne von ihnen drangen schon in die Häuser ein. Frauenstimmen schrien hell auf, Männer fluchten. Sofort gab es ein großes Durcheinander. Randell führte die Spitze, hinter ihm kam das Regiment, die Armee. In diesem Augenblick gab es keinen anderen Gedanken als diesen: Er war das Regiment, er war - Rußland. Er richtete sich im Bügel auf und rief Befehle, er herrschte die Unteroffiziere an und hätte fast deutsch gesprochen, um die aufgeregten Dorfbewohner zu beruhigen. Ein älterer Mann trat mit höflich gezogener Mühe heran, gab sich als Gemeindevorsteher zu erkennen und bat um Schonung für sein Dorf, er verbürge sich für Ruhe und Ordnung und wolle für die Truppen heranschaffen, was sie nach Kriegsbrauch verlangen könnten.

Randell heftete einen langen Blick in das zu ihm emporgewandte ehrliche breite Gesicht. Ohne jedes Wort war es wie eine offene Zwiesprache. Dann nickte er ihm zu, er vermied ein äußeres Zeichen des Verständnisses und befahl Quartier zu machen. Wendler sollte, wo es nötig wurde, dolmetschen.

Mit frohem Staunen traten die Reiter in die blankgeschauerten Stuben, nahmen die Mützen ab und bekreuzten sich an der Schwelle. Sie setzten sich an die einfach gedeckten Tische und spielten mit den flachsblonden Kindern, wie sie es daheim getan haben mochten, selbst große Kinder, denen glückliches Erinnern in den Augen glänzte. Noch hatte kein erster scharfer Schuß das Gemeinsame von Mensch zu Mensch zerrissen. Randell sah im Westen und Süden roten Feuerschein am abendlichen Himmel. Er seufzte tief. Wie mochte es dort aussehen, wo die großen Wellen der russischen Heeresmassen in das schutzlose deutsche Land fluteten, von keiner Hand gebändigt und den Trieben des Spiels wie der Zerstörung im wahllosen Zufall überlassen. Vereinzelt klang fern Geschützdonner auf. Dumpf rollten die Würfel des Schlachtenglücks.

\*

Das Forsthaus lag einsam im dichten Walde. Kiefern und Fichten, Eichen dazwischen und Buchen, beherrschten seine stille Welt. An dieses friedliche Ufer hatte die Sturmflut des Krieges ihre wilden Wogen noch nicht getrieben, als Randell mit der Patrouille in die Lichtungritt. Aus der Tür, über der das Hirschgeweih hing, trat der Förster unbefangen den fremden Reitern entgegen.

„Haben Sie Waffen?“ fragte Randell, mit knapper Handbewegung grüßend. Zum erstenmal sprach er wieder deutsch, es war nötig, Mißverständnisse waren gefährlich, nicht nur für ihn selbst.

„Natürlich“, gab der Förster offen zu, „es ist mein Beruf.“

„Seine Exzellenz der General von Rennenkampf haben strengen Befehl erteilt, daß alle Förster ihre Gewehre abzugeben haben. Ungehorsam ist Hochverrat. Wissen Sie das?“ „Davon ist mir nichts bekannt“, erwiderte, unsicher werdend, der Förster, „seit einigen Tagen sind wir von jeder Verbindung abgeschnitten, die Post -“

„Schon gut“, Randell fuhr ihm in das Wort, „hoffentlich ist wenigstens kein Militärgewehr in Ihrem Hause, beim Förster im benachbarten Revier haben Kosaken bei der Haus-suchung ein altes Zündnadelgewehr gefunden, der Mann ist erschossen worden. Bedauerlich, aber -“, er machte eine Pause, und während er den Förster ansah, hatte dieser, der um einen Schatten blässer geworden war, seine Besinnung mit einem lauten „Nein!“ wiedergefunden. Dabei wollte er ins Haus zu-rück, doch ein Reiter vertrat ihm mit vorgehaltenem Karabiner den Weg. Randell war es nicht entgangen, daß dem Förster über die Wetterfarbe des Gesichts ein Schimmer gezogen war. Er verbarg die Bewegung, die ihn ergriff, in einem barschen „Los!“ und schritt voran in das Haus. In unverhohlener Angst starrten ihm eine blonde Frau und drei Jungen von zwei bis sechs Jahren entgegen. Er mußte an ihnen vorbeisehen, um nicht im flüchtigen Gruß etwas von der plötzlich aufquellenden Wärme mitklingen zu lassen, Wendler, der ihm folgte, strich dem kleinsten Buben über den hellen Scheitel.

„Zeigen Sie mir alles!“ Ohne sich zu besinnen, gehorchte der Förster und öffnete alle Türen. Randell prüfte, während seine Leute, bis auf einen, der draußen bei den Pferden geblieben war, durch die freundlich gehaltenen Stuben gingen, die beiden Jagdbüchsen und erklärte sie für beschlagnahmt. Ein Reiter nahm sie an sich. Inzwischen trat aus der Schlafkammer Wendler, ein Gewehr am Riemen über der Schulter. Randell, der genau wußte, daß sein eigener Karabiner am Sattel hängen geblieben war, erkannte mit einem schnellem Blick ein deutsches Infanteriegewehr 98. Die Russen hatten nichts bemerkt. Aber dem Förster entging es nicht. Ihm war alle Farbe aus dem Gesicht gewichen, er biß die Zähne zusammen und verlor keinen Laut. Er konnte den Befehl nicht verstehen, den der Leutnant gab, noch was der eine Reiter im Notizbuch vermerkte, daß die Untersuchung ordnungsgemäß verlaufen und zwei Jagd-gewehre laut Aemebefehl abgeliefert wären. Randell legte die Hand an die Mütze: „Es ist gut“, dann wandte er sich, noch ein-mal die Frau und die Kinder grüßend, und folgte den Leuten, die schon aufgefressen waren. Der Förster starrte ihnen lange nach, als sie davontritten.

Wendler trabte neben Randell. Auf dem Rücken wippte ihm ein Gewehr, indes am Sattel der Karabiner hing. „Jetzt wird der Mann keine Dummheiten machen“, sagte er unvermittelt. Randell reichte ihm die Hand hinüber und nickte nur. Sein Blick ging voraus in die Weite der Straße, auf der sie in das Ange-wisse ritten.

\*

Sie ritten in die Schlacht.

Die Landschaft zeigte bald ein anderes Gesicht. Kampf hatte den Boden gepflügt. Am Wegrande lagen die ersten Toten, auf dem Rücken mit ausgebreiteten Händen, als wollten sie noch im Abschiednehmen den unerreichbaren Himmel greifen, oder den Kopf suchtsuchend in der Armbeugung geborgen. Ein Gefühl ohne Deutung und Rechenschaft durchfuhr Randell, als er unter den vielen Namenlosen des Volkes, das ihn in seinen Zug

zwang, die unbekanntenen Gefallenen im feldgrauen Rock liegen sah. Seine Feinde waren das?

Im unübersichtlichen Gelände wechselten Wälder, Seen, kleine Wasserläufe und Ackerland. Auf allen Wegen zogen erdbraune Menschen-schlangen geduldig ohne den gewohnten Rhythmus schwermütigen Gesanges dahin. Keine Ende war zu sehen. Irgendwo in der Ferne ballerte hölzern der Donner der Feld-geschütze.

Bald war Randell mit seinen zehn Mann weit vorne. Sie ritten allein durch leeres Land. Rechts blinkte ein Seenspiegel, ganz wie in Livland, der Heimat, zu Kinderträumen ladend, zur Linken zogen sich schmale Felderstreifen zu einem feindselig dunklen Rieserwalde hin. Rasch sicherte Randell im Reiten durch das Fernglas. Da tauchten aus dem Walde vier Reiter auf. Keine fünfhundert Meter weit. Preußische Ulanen. Im selben Augenblick, als Randell den Befehl zum Angriff gab und seinen Leuten voran im Galopp über den Graben auf den Acker setzte, knallte es drüben scharf dreimal. Im Wenden des Kopfes sah er hinter sich zwei Mann stürzen. Er zog die Pistole, doch bevor er zum Schuß anlegen konnte, waren die Gegner zwischen den Bäumen verschwunden. Nur einer von ihnen kam zu Fall, wohl durch eine Wurzel, und blieb liegen, mit dem linken Bein unter dem Pferde, das sich im Gestrüpp vergeblich aufzurichten be-mühte. Randell sprang auf den nadelfknistenden weichen Wald-boden, ließ absitzen und befahl sechs Mann im Walde zur Sicherung kurz vorzugehen. Dann beugte er sich zu dem ge-stürzten Ulanen, der sich soeben vom Pferde befreit hatte. Es war ein junger Leutnant, der Führer der deutschen Patrouille. Randell wollte zugreifen und bot ihm in deutschen Worten, die mit leichter Selbstverständlichkeit über seine Lippen kamen, Hilfe an. Als er sich deutsch angeredet hörte, versteinerte sich das Gesicht des andern. Während sein Pferd sich selbst aus dem Gewirr der Zweige befreite und auf die Beine kam, sprang er empor und antwortete in fließendem Russisch, er danke vielmals für die lebenswürdige Absicht, aber ein preußischer Reiter zöge es vor, sich selber zu helfen. Damit wandte er sich seinem Pferde zu und klopfte ihm den zitternden braunen Hals: „Guter Kerl, Pech so was, jetzt ist es aus mit dem deutschen Stall! Weiß der Teufel, wen du nun tragen mußt! Einen Feind gegen die eigene Heimat -“

Bitterkeit engte Randell die Kehle. Während er zu seinen gestürzten Leuten zurückging, folgten ihm die aus dem Walde wiedergekommenen Reiter, denen die Ulanen entkommen waren. Zwischen ihnen schritt der Deutsche, sein Pferd führte er selbst am Zügel. Da lag der flachblonde Stepan, ein tolpatschiger braver Bursche aus Wolhynien, mit Kopfschuß regungslos. Einige Schritte weiter preßte Wendler, aus dem Grase schwach den Kopf hebend, die linke Hand auf die Brust, die sich langsam rot färbte. Randell beugte sich zu ihm nieder. Das Auge zu ihm gewandt, flüsterte Wendler: „Wenn das der Abschied sein soll, - wie schön ist es, durch einen Gruß aus dem alten Vater-lande dorthin geschickt zu werden, wo keine Staatsgrenzen deutsche Seelen trennen dürfen!“

Während die Reiter, die Zügel im Arm, daneben standen, und zwei von ihnen um die Verwundeten bemüht waren, hatte der Ulanenleutnant den Augenblick wahrgenommen, der ihn der Aufmerksamkeit entzog, war auf sein unruhig schnaubendes Pferd gesprungen, hieb ihm die Sporen ein und sprengte mit einem Satz dem Walde zu. Die Reiter griffen sogleich nach ihren Karabinern, doch Randell verbot, zu schießen. „Lebendig fangen! Wir brauchen ihn zum Verhör.“

Aber die vier Mann, die er dem schon zwischen den Bäumen verschwundenen Deutschen hinterdrein schickte, kamen nach eini-ger Zeit ohne Erfolg wieder.

Als sie auf ihr Regiment zurückgingen, waren zwei Sättel leer.

Der Heerwurm fraß sich durch die Wälder. Auf Tannen-berg zu. - -

Die große Schlacht war geschlagen. Braune Fluten wälzten sich westwärts, nach Deutschland hinein. Aber nicht alles überschwemmend, wie ihnen befohlen war, sondern gebändigt, wehrlos, gefangen. In hellem Licht stand ein strahlender Stern über dem befreiten Ostpreußen, der Name Hindenburg.

Unter den Offizieren der Armee Rennenkampf, die ohne Waffen auf den Steigen der kleinen Bahnhöfe die Züge erwarteten, die sie in die Gefangenenlager bringen sollten, stand auch Randell. Der letzte Gruß, den er seinen Leuten zuwinkte, hatte im stumpfen Ergehen keine Antwort gefunden. Das alles war verwirrend und betäubend über ihn gekommen, dieser Vormarsch ins dunkle Nichts und der plötzliche Abschluß, der ihn von einer Schlacht, wie er sie sich dachte, kaum etwas hatte sehen lassen, nur dichtgeballte Massen, die auf ein unsichtbares Ziel losgingen, den Rauchwölkchen entgegen, unter denen die Feinde lagen, fast ohne selbst zum Schuß zu kommen. Er hatte sich seiner Pflicht als Soldat nicht entziehen wollen. Zwischen dem Fahnen- eid, der ihn vorwärts trieb, und dem stillen Befehl des Herzens, das ihn den Tod eher suchen als den Tod austeilen hieß, hatte verschwiegen, gewaltsam unterdrückt, ein Wunsch gelebt. Der Wunsch, auf deutscher Erde schlafen zu dürfen. Er hätte diese Sehnsucht, ohne zu zaudern, auch mit dem Leben erkaufte. Doch als er im langsam stoßenden, ratternden Eisenbahnzuge, gefangen zwar, aber auch wiederum befreit, über deutsches Land fuhr, das im goldenen Licht der Augustsonne, von der Ernte schon leer und neuem Segen erschlossen, bis zum Himmelsaum im tiefen Frieden lag, - da überwältigte ihn ein Glücksgefühl, das ihn mit einem Schlage die ganze Weite des bis zu Ende gedachten Wortes Heimat erfassen ließ.

\*

Drei Jahre Kriegsgefangenschaft waren dem Heimatgefühl ein von Widersprüchen, hin- und hergeworfener blinder Liebe und quälenden Zweifeln aufgewühlter Nährboden. Deutsche Offiziere, die das Lager besuchten, hatten Randell nahegelegt, sich kriegsfreiwillig zu melden, unter der Zusicherung, daß er nicht an der Ostfront zum Einsatz kommen würde. Doch ihm war, als müßten ihn dann die Augen der russischen Kameraden überall verfolgen. Die Zeitungen, die er las, erschlossen ihm Umfang und Sinn des gewaltigen Ringens, in das Deutschland verstrickt war, sein Herz schrie nach dem Opfer, das ihn einfügen könnte in die heißersehnte Gemeinschaft des Blutes, doch - es war nicht möglich. Solange ein Zar die Krone trug, stand sein Eid gegen alles brennende Verlangen und band ihn mit eiserner Fessel.

Dann kam der Tag, da der Ring, der seine Brust umschloß, gesprengt wurde. Der Zar war gestürzt und lag irgendwo im weiten Raume seines riesigen Reiches gefangen, das von Nord und Brand heimgesucht wurde. Der Friedensschluß von Brest-Litowsk gab den immer ungeduldiger in Deutschland wartenden russischen Kriegsgefangenen die lang ersehnte Freiheit wieder. Freiheit? Wieviele von ihnen wußten mit ihr nichts anzufangen, wieviele wiederum fieberten nach Hause zu kommen, um dem so schmähslich zerrissenen Vaterlande, das aus tausend Wunden blutete, zu helfen in seiner furchtbarsten Not. Randell sah sie ziehen, wie sie lachten, froh sich der Heimkehr freuten, und sah auch das unsichtbare Kreuz auf ihrer Stirn, - Opfer des sinnlosen Wahnwizes, der das Gefüge des alten Rußland von unten herauf auseinanderbrach.

Der Briefwechsel, der ihn über Zeit und Entfernung hin mit dem alten Vater verband, hatte ihn den stürmischen Ritt der apokalyptischen Reiter über das aufgewühlte Baltenland mit

wachen, bangen Sinnen miterleben lassen. Das blutige Jahr 1905 war wiedergekommen, grauenvoller noch als damals. Wie der Knabe sie zuerst gesehen hatte, als er an der Seite des ritterlichen Vaters das brennende Elternhaus mit dem Jagdgewehr verteidigte, so waren die Wölfe der Finsternis von neuem aus der Unterwelt hervorgebrochen, hunderte auf einen, feige und ohne Erbarmen. Die Namen vieler Freunde und Verwandten standen auf der langen Todesliste. Den Vater, der schon im Keller den auslöschenden Spruch der Kugel erwartete, hatten im letzten Augenblick deutsche Husaren aus der Gewalt der roten Mörder gerettet. Jetzt war die Stunde gekommen, da sich wieder Hand in Hand fügte, und die Last der trennenden Jahre fiel von beiden ab, als hätte sie niemals so untragbar schwer gewogen.

Der Sommer ging hin, ein Teil nur des Kriegserlebens der belagerten Festung, in deren weitgespannte feldgraue Mauern das deutsche Volk eingeschlossen war. Die Tage waren schon recht kalt geworden. Als sie im großen Saal, von dessen Wänden die ernstesten Gesichter der vor ihnen Gewesenen blickten, am Kaminfeuer saßen, da ging beim Scheine des brennend zerspringenden Holzes ein leises Leuchten über das Gesicht des Barons Paul von Randell.

„In der nächsten Woche muß ich nach Riga. Wenn ich zurückkomme, hol mich an der Station selbst mit dem Schlitten ab. Ich werde nicht allein sein. Kannst du vielleicht erraten, wer mitkommt?“

Jähes Erinnern sprang Heinrich an. Er brauchte nicht zu antworten, noch die Gegenfrage zu stellen, er wußte es ohne jedes Wort.

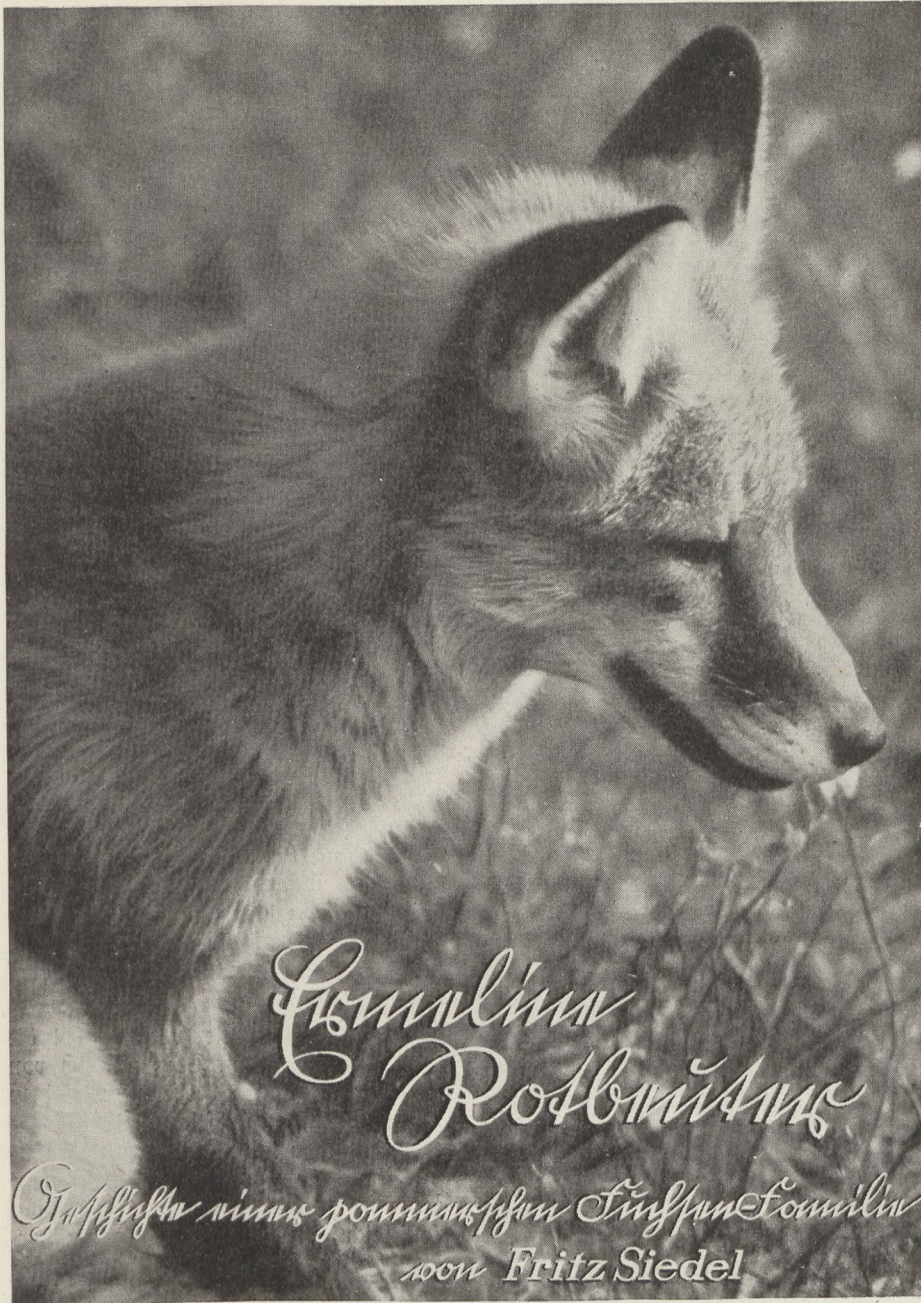
„Du hattest nicht nach ihr gefragt,“ fuhr der Vater fort, „und ich schrieb auch nicht etwa deinetwegen oder gar in deinem Namen an die mühsam ermittelte Adresse in Deutschland, sondern weil die Wiederkehr der Ordnung, in der wir unter dem Schutze der deutschen Truppen leben, eine erfahrene Frauenhand immer schmerzlicher vermissen läßt. Sabine Reinert hätte vielleicht nicht zugefagt, wenn ein Brief sie erreicht hätte, der kurz nach Kriegsausbruch, als du schon fort warst, unbestellbar zurückkam, versehentlich an mich, - verzeih, daß ich ihn las. Nun kommt sie bald.“

Jetzt erst war es in Woldohn wieder ganz wie einst. Die rauchigen Wände, das dunkle knarrende Holz der Treppe, die nach oben führte, wo die Schlafzimmer waren, der eigentümliche Geruch nach Vergangeneit, der süßlich und lockend das alte Haus erfüllte, die großen Schränke, in denen man sich verstecken konnte, Märchenträume und Kindheitspiel, alles hatte wieder Inhalt und Sinn. Heinrich saß an diesem Abend, der ihm das ungeteilte Bewußtsein wiedergab, zu Hause zu sein, noch lange in seinem Zimmer, wo im Schrank die Zinnsoldaten und auf dem schmalen Regal die bunten Indianerbücher lebten, und schrieb Briefe, einen um den andern, und alle zerriß er wieder, bis einer blieb, den er sorglich faltete und im weißen Umschlag barg. Aber es schien das Geschick seiner Briefe zu sein, daß sie ihr Ziel nicht erreichen sollten.

Allzu jäh und überraschend zündete der Blitzschlag des großen Zusammenbruchs. Unfassbar, daß das starke und unbedingene Deutschland, an das sie wie an das heilige Evangelium glaubten, vom Pesthauch der asiatischen Seuche ergriffen war. Undenkbar, daß deutsche Kriegsschiffe, die den Ruhmeskranz von Skagerrak trugen, die roten Lappen von den Masten flattern ließen, daß durch die Straßen von Berlin entfesselte Horden tobten, denen erlaubt war, alles zu beschmutzen, was den deutschen Namen groß gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt)





einem weißen Junghuhn im Fang die Füchsin. So eine Frechheit! Einen Augenblick sehen Bauer und Zimmermann wie vom Donner gerührt diesem Bilde zu, doch dann haben sie ihre Fassung wiedergefunden. Laut schreiend schlägt der Bauer mit dem Hammer auf die Bretter, daß es so dröhnend poltert, als wenn der Schuppen einfallen wollte. Der Zimmermann steckt die Finger in den Mund und läßt einen schrillen Pfiff hören, der einen Toten aufwecken könnte. Die Kinder brüllen in den höchsten Tönen, der Hund rasselt an der Kette, bellt wie besessen, und die Bäuerin schlägt den klappernden Blecheimer gegen die dumpf klingende Pumpe. Das ist des Guten denn doch zuviel! Bei so vielen, schauerlich lauten Tönen wird es dem Rotbeuter angst: er läßt die Henne fallen und sauft dem bergenden Roggen zu.

Grinsend nimmt der Zimmermann die Finger aus dem Mund, der Bauer richtet sich zufrieden schmunzelnd hoch, und die Kinder schweigen. -

Mit hochgereckten Hälsen haben die um den Hof verstreuten Hühner den gewaltigen Lärm und die durchdringenden Pfiffe vernommen, und nichts Gutes ahnend, rennen sie nach Hause, was die Beine hergeben. Laufend, flatternd und kakelnd flüchten sie dem Hofe zu, vorweg der stolze alte Hahn. Er sauft durch die Kartoffelstauden und rast - Pech! - dem entfliehenden Fuchs geradewegs in den Rachen. Wohl versucht er noch in letzter Sekunde, flügelnd zur Seite auszubiegen - aber es ist zu spät. Die scharfen Fuchskiefer schnappen blitzschnell zu und befördern den Herrscher des Hühnerhofes augenblicklich in das Jenseits.

Sprachlos vor Schreck stehen die Zuschauer, und es dauert diesmal erheblich länger, ehe sie sich besinnen und wieder Krach schlagen. Erneut knallt der Hammer auf die Bretter, schreien die Kinder und gellen die schneidenden Pfiffe des Zimmermanns. Aber jetzt ist es umsonst. Der Fuchs läßt den guten Bissen nicht mehr fallen. Als er mit wehender Lunte im Korn untertaucht, ist man sich darüber klar, daß der Hahn endgültig verloren ist. Betrübt läßt man die Köpfe hängen. Es war doch ein so schöner Hahn! -

Die Füchsin strebt dem Walde zu. In dem großen Bau, der am Hang zwischen den Hollunderbüschen versteckt liegt, hat sie ihre Jungen. Eigentlich ist dies ein alter Dachsbau, der bisher nur immer von den Grimmbärten bewohnt wurde. Diese gutmütigen Gesellen hausten im unteren Stockwerk und hatten nichts dagegen, daß sich über ihnen die Kaninchen einmieteten. Im letzten Frühjahr war ein

Warm liegt der Schein der Juni-sonne über dem Bauernhof am Ende des langgestreckten Dorfes. Es ist fast windstill. Nur ganz leicht zittern die Halme des großen Roggenschlages am Hause, unbeweglich stehen die dunkelgrünen Kartoffeln, die sich in langen Streifen bis zum fernen Walde ziehen.

Der Bauer ist mit dem Dorfzimmermann gerade dabei, einen Maschinenschuppen an die Scheune anzubauen. Hier hinter der Scheune ist die Luft völlig unbewegt und so heiß, daß den beiden Männern dicke Schweißperlen auf der hochroten Stirn stehen, als sie die Bretter auf das Schuppendach passen. Die Bäuerin pumpt Wasser in die beiden

großen Zinkeimer, die flachstöpfigen Kinder spielen mit der grauweißen Katze, der Hund liegt vor seiner Hütte in der Sonne und die auf und um den Hof verstreuten Hühner scharren nach Körnern und Würmern. Alles atmet beschauliche Ruhe und ungestörten Frieden.

Arplötzlich schallt ein so gellendes, vielstimmiges Kindergeschrei durch die Stille des Nachmittages, daß Bauer und Zimmermann von ihrer Arbeit hochfahren und der Bäuerin der gefüllte Eimer aus der Hand fällt. „Vater, Mutter“, rufen die überschnappenden Stimmen, „der Fuchs hat eine Henne geholt!“

Tatsächlich - über das abgemähte Luzerneland flüchtet in langen Säcken mit



kapitaler Dachsrüde, ein mürrischer Einzelgänger, alleiniger Herr der alten Raubritterburg. Da zog die eine Kinderstube suchende Füchsin in den Bau ein. Dem reinlichen alten Dachsherrn war die ihm unangenehm riechende neue Untermieterin nicht sehr willkommen. Daraus machte sich Frau Ermeline, die Füchsin, jedoch nichts. Sie blieb und der Dachs besann sich, daß er in den Fichten am See noch einen schönen und gerade unbewohnten Bau wußte. Dort quartierte er sich ein und hatte jetzt weiter seine Ruhe. Frau Ermeline gefiel der Dachsbau ausnehmend. Für sie paßte es vor allen Dingen, daß der Bau nicht so weit vom Dorfe ab lag. Ihre sechs strammen Jungen hatten einen gewaltigen Hunger, der nicht immer mit Mäusen und derartigem Kleinzeug zu stillen war. Da war es sehr angenehm, wenn sie hin und wieder eine Henne überlisten und ihren Jungen zum Fraß bringen konnte. Nun ist sie gleich am Bau. Die Fuchskinder haben bereits wieder Hunger und halten sich schon vor der Röhre auf, um die Mutter zu erwarten. Das ist eine Freude, als sie den prachtvollen Hahnenbraten erspähen! Ungestüm stürzen sie auf die Beute los, bald krachen die Hühnerknochen unter ihren glasharten Zähnen. Die Fähe sitzt auf den Keulen und schaut zu, wie ihre tüchtigen Kinder knurrend und schmatzend den leckeren Braten verschlingen.

Nach der Mahlzeit verschwindet die kleine Gesellschaft im Bau, um sich von der Anstrengung des Fressens durch einen langen Schlaf zu kräftigen. Die Füchsin jedoch hat dazu keine Zeit. Wenn die kleinen Rotbeuter erwachen, wollen sie neue Beute sehen, und es ist für sie bestimmt nicht leicht, diese immer rechtzeitig herbeizuschaffen. Das Dorf mit seinen Hühnern ist ihr heute und für die nächsten Tage verleidet. Der Krach ging ihr doch auf die Nerven. Darum schnürt sie auf ihrem Paß quer durch den Stangenort nach der jungen Kiefernkultur. Dort gibt es reichlich Mäuse.

Wie alle Füchse ist auch sie eine gewaltige Mäusesägerin, und so ist es nicht verwunderlich, daß sie schon nach kurzer Zeit mehrere der grauen Nager erwischt hat. Fürs erste scheinen es ihr genug zu sein - darum nimmt sie die Beute quer in den Fang, so daß die Mausschwänze rechts und links wie ein Chinesenbart aus dem Maul heraushängen, und trabt damit zum Bau.

Als sie jetzt zum Bau kommt, ist die Ausfahrt leer. Die Jungen schlafen noch. Deshalb schließt Frau Ermeline in den Bau und sucht ihre im warm gepolster-

ten Kessel zusammengerollten Kinder auf. Als diese die Anwesenheit der Mutter bemerken, wachen sie sogleich auf, denn fürs Fressen ist ein kleiner Fuchs immer zu haben. Noch etwas schlaftrunken torkeln sie aus dem Dunkel ihrer unterirdischen Burg in die Sonnenhelle der Oberwelt. Hier werden sie bald völlig munter. Rasch haben sie die von der Mutter mitgebrachten Mäuse verschluckt - dann beschäftigen sie sich auf andere Weise. Das eine Junge hat eine lange, bunt schillernde Schwanzfeder des Hahnes gefunden. Stolz kommt es damit angesprengt. Natürlich müssen die andern Fuchskinder auch alle ausgerechnet diese Feder haben. Eine wilde Jagd auf den Besitzer hebt an. Immer im Kreis um die Mutter jagen sie hinter dem Brüdern her, daß der seine Sand nur so stiebt. Endlich hat ein zweites das andere Ende der Feder erwischt. Nun machen sie beide Tauziehen. Ein drittes faßt auch noch an und dann tobt die ganze Bande den Hang hinauf. Hier geht der Kampf weiter. Im Eifer des Gefechtes merken sie gar nicht, daß sie der steilen Hangkante zu nahe kommen. Plötzlich rutscht das erste darüber hinweg und die beiden andern fallen auch noch hinterher den fast senkrechten Abhang hinunter. Im hohen Grase am Fuße des Hanges werden sie weich aufgefangen - aber die Feder haben sie dabei doch verloren und vergessen. Das schadet allerdings weiter nichts, denn sie sind hierbei geradewegs auf einen neuen Zeitvertreib gefallen. Eine übel riechende Hasenpfote ist es. Sie stellt ein willkommenes Objekt zu weiterem spielerischen Streit dar.

So toben, balgen und jagen sie herum, bis sie müde werden und wieder einer nach dem andern im Bau untertauchen. Ihre Mutter ist schon vorher im dichten Fichtenholz verschwunden.

Der nächste Tag ist ein Sonntag. Da fängt es sich, daß ein Radfahrer den verwachsenen Waldweg entlang kommt. Er ist ein großer Naturfreund, aber von den Füchsen und ihrem Wesen versteht er herzlich wenig. Zufällig sieht er die Fuchsmutter vor dem Bau sitzen und ihre munteren Jungen um sie herum spielen. Sein Rad an der Lenkstange schiebend, geht er arglos auf den Bau zu, damit er sich die hübschen Tierchen mal genauer ansehen kann. Ein dichter Wacholderbusch verdeckt ihn, so daß er ungesehen ziemlich nahe herankommt. Plötzlich erschrickt er, denn ein giftiges Reckern trifft sein Ohr. Schnell lugt er hinter dem Wacholderbusch hervor - da sieht er noch gerade den letzten Rotbeuter mit einer langen Flucht im Bau verschwinden. Eine

wellenförmige Bewegung im hohen Grase unter den weitläufigen Riefen zeigt ihm, daß dort die Füchsin davonstürmt. Kopfschüttelnd geht der Mann an den Bau. Natürlich muß er seine Nase fast in die Röhren hineinstecken und im Sande vor der Ausfahrt herumtrampeln. Dann beschließt er, unter den Büschen an der gegenüberliegenden Hangkante zu warten, bis die Füchse wieder herauskommen. Als sich jedoch nach zwei Stunden immer noch kein Fuchs in der Ausfahrt zeigt, ist er wütend auf die Rotbeuter, aber nach Hause fährt er noch lange nicht. Zwei weitere Stunden gehen noch herum - da frohlockt des Mannes Herz. In der Ausfahrt erscheint die witternde Nase eines Jungfuchses! Der Zuschauer schmunzelt, vor allem, als sich jetzt noch andere Fuchskinder sehen lassen. Doch was ist das? Die Jungfüchse wit-

tern vorsichtig an seinen Stiefelspuren im Sande und prellen dann entsetzt in den Bau. Nach einer Viertelstunde lugen sie aus einer anderen Röhre. Auch hier ist er vorbeigegangen, und auch hier trauen sich die kleinen Raubritter nicht heraus. Der Mann staunt. Für so schlau hätte er die kleinen Füchse noch gar nicht gehalten! Er hätte sich aber noch mehr gewundert, wenn ihm die folgenden Veränderungen bekanntgeworden wären, die sein unzuverlässiges Verhalten verursachte. Denn erst zum Abend traute sich die Füchsin zum Bau, der der alten mißtrauischen Fähe nun unheimlich geworden war. Noch in der Nacht zog sie mit ihren Kindern in den hohen Roggen und grub dort einen Notbau.

Eine Woche darauf kam der Dachs wieder mal an seiner Burg vorbei, stellte fest, daß die Füchse fort waren und zog



gleich wieder ein. Auch die Kaninchen waren kurz danach wieder da. Mit Schmalzman kamen sie ganz gut aus.

Im hohen, wogenden Roggen führt Frau Ermeline Rotbeuter jetzt ein sorgloses Leben. Hier wird sie nie gestört. Der dichte Halmenwald ist ein vorzügliches Versteck und niemand weiß, daß sie jetzt mitten in dem großen Roggen-schlag haust. Selbst der junge Förster, der den Wald kennt wie seine Westentasche, zerbricht sich den Kopf, aber er bekommt nicht heraus, wo die Füchse stecken.

Als der Juli kommt und die Ähren unter den blitzenden Sensen stürzen, ist der Notbau im Roggen leer und verlassen. Das Unkraut sprießt schon wieder an der Einfahrt, nur ein Entenflügel, ein paar Hühnerbeine und Hasenpfoten zeugen noch davon, daß Familie Rotbeuter hier einstmals wohnte. Mit nicht gerade liebenswürdigen Worten schippte der Bauer die Röhre zu - dann erinnert nichts mehr daran, daß die Fuchsjugend hier sorglose Tage verlebte.

Die Jungfüchse können sich nun schon selbst ernähren. Nur noch selten werden sie von der Mutter leckernd zusammen-gerufen, um eine Beute zu erhalten. Meist treiben sie in Wald und Feld zerstreut auf eigene Pfote jagend ihr Wesen. Es gibt ja so viel, was für einen Fuchsmagen geeignet ist. Allenthalben piepsen die jungen Mäuse in den Nestern, unbeholfen flatternde Jungvögel finden sich und im flachen Rohr am See hin und wieder ein gestrandeter, zappelnder Fisch. Auch mancherlei Wildobst wird mitgenommen. Zuerst die Blaubeeren und Erdbeeren, dann die Himbeeren und

Brombeeren; die unter den Bäumen am Feldweg liegenden madenstichigen Äpfel sind auch nicht zu verachten. Und wenn der Magen gar zu sehr knurrt, spürt das witternde Näschen immer noch eine Heuschrecke auf oder ein paar stahlblaue Mistkäfer.

Allmählich wird es Herbst. Am seidenblauen Himmel schwimmt die Keilform der südwärts ziehenden Gänse, über den Feldern liegt von den Kartoffelfeuern streng beißender Rauch, und an den Laubbäumen lohen die Blätter und fallen erst langsam, dann immer schneller zur Erde.

Jetzt gehen die Jungfüchse schon ihre eigenen Wege. Mehr und mehr nehmen sie die Gewohnheiten alter Füchse an. Sie gehen allem Lärm möglichst aus dem Wege und jagen nur noch ungern, wenn die Sonne am Himmel steht. Mit der Zeit hat sich ein jeder von ihnen einige Stammpfätze ausgesucht, die er je nach Witterung, Wind und Laune benützt.

Ende November wird es kalt, aber erst Mitte Dezember fällt reichlicher Schnee. Ermeline Rotbeuter hat sich unter einer dichten Jungfichte am wilden Moor zum Schlaf eingerollt. Doch kann sie sich nicht sehr lange der Ruhe hingeben, denn das Knirschen des Schnees sagt ihren empfindlichen Gehören, daß ein Mensch naht. Schlangengleich gleitet sie unter der Fichte hervor und schleicht, immer gedeckt, durch das ganze Moor. Von da aus sieht sie, daß der Förster dicht an ihrem Ruheplatz vorbeikommt. Also war es doch gut, sich zeitig auf die Läufe zu machen! Nun nimmt der Förster seinen Kurs nach dem

Felde zu, und die Füchsin rollt sich auf einen alten Stubben unter dem stacheligen Brombeerbusch zu weiterem Schlaf zusammen.

Jetzt kommt der Förster an ein kleines, von Riedgras und Rohr bestandenes Wasserloch im Felde. Aus Erfahrung weiß er, daß hier gern Füchse stecken, und deshalb hält er die Flinte schußbereit. Kreuz und quer stöbert der Hund im dünnen Grase. Da prasselt es im Rohr, und in langen Sätzen flüchtet ein Fuchs heraus! Im gleichen Augenblick zuckt eine rote Stichtlamme aus dem Flintenlauf - den dumpf hinterher rollenden Knall hört der kleine Rotbeuter nicht mehr. Befriedigt nimmt ihn der Grünrock auf. Jetzt beginnt er zu ernten!

Gegen Abend besteigt er den Hochsitz in der riesigen Tanne. In guter Schußweite hiervor hat er einen Luderplatz angelegt. Manches Mal hat er dort eine Katze, eine Krähe oder Elster hingetragen. Stets waren die Rottröcke dagewesen und hatten sich gütlich getan. Auch heute braucht er nicht sehr lange zu warten, und er hat den Kolben schon an der Baue, als Ermeline Rotbeuter zwischen zwei Bäumen sichtbar wird. Das Silberhorn zeigt auf ihre Brust, und der Finger krümmt sich. Dröhnend bricht der Schuß, der Bleihagel schlägt der Füchsin in Herz und Lunge - eine Flucht macht sie noch, dann liegt sie im weißen Schnee, den der rinnende Schweiß rot färbt. Wieder hat ein Fuchsleben geendet - aber trotzdem wird im Frühjahr in einem ver-schwiegenen Bau eine Füchsin Junge zur Welt bringen und dafür sorgen, daß ihre Sippe nicht aussterbe im deutschen Walde.

---

## Unter uns!

Auf einer Führertagung am 12. und 13. Oktober 1938 in Schneidemühl nahm der Gauleiter von Pommern die Grenzmark endgültig in seinen starken Schutz. Das war kein verwaltungsmäßiger bürokratischer Akt, sondern ein politisches Geschehen: keine Delegierten saßen an grünen Tischen über Akten und Pläne gebeugt; es fanden sich vielmehr Führer, die mitten im Volke stehen, bewegt vom Rhythmus gleichen Blutes im ernstesten Bewußtsein einer großen gemeinsamen Verantwortung zusammen. Auge in Auge stand der Gauleiter den neu hinzugekommenen Kameraden seines Führerkorps gegenüber: Blick und Handschlag wiegen im Soldatenleben mehr als anderswo papierne Vereinbarungen. Und als die Formationen der Grenzmark am Gauleiter vorbeimarschierten, da war das mehr als ein Schauspiel: das war ein einziges männliches Bekenntnis der Treue, der Treue gegenüber dem vom Führer eingesetzten Gauleiter, der Treue gegenüber der Aufgabe, die der Führer dem Gauleiter und seinen Männern gestellt hat.

Wir wissen, daß die Partei und ihre Gliederungen in der Grenzmark eine Fronttruppe des Deutschtums sind, ausgestattet mit allen soldatischen Tugenden. Ihre Ortsgruppen, Stützpunkte und Stürme sind Widerstandsnester völkischer Selbstbehauptung. Sie kennen keine Ablösung in diesem Kampf, kein Ruhequartier. Ständig stehen sie im harten Handgemenge des völkischen Alltags. Und nun kommen frische Reserven: aus dem tief gestaffelten pommerschen Hinterlande werden die weittragenden Waffen des weltanschaulichen Kampfes eingesetzt. Eine solche Waffe wird „Das Bollwerk“, das ich ab 1. Januar 1939 herausgebe und leite, sein. Ich grüße alle Kameraden im Gau, vor allem die unserer pommerschen Grenzmark. Möge unsere „Monatszeitschrift für nationalsozialistisches Geistesleben in Pommern“ auch ihren Teil beitragen zur weltanschaulichen Festigung und geistigen Zusammenschweißung des „größeren“ Pommern. Die lebendigen Kräfte der Heimat, die Treuegesinnung ihrer Menschen werden unerschütterliche Bürgen sein für die Verwirklichung der Idee unseres Führers in Pommern.

Heil Hitler!  
Paul Eckhardt.

# Kleine Beiträge

## Wider die Bequemlichkeit im Geiste!

Wir wissen allesamt, daß das neue Jahr uns vor große und schwere Aufgaben stellt. Als Nationalsozialisten wollen wir uns auch nicht das geringste davon schenken, dürfen wir uns vor keiner Konsequenz drücken.

Es ist in der Geschichte immer leichter gewesen, eine Niederlage zu überwinden als einen Sieg zu bestehen. Denn Niederlagen wecken alle Witterungen und Kräfte der Selbsterhaltung, Siege pflegen sie einzuschläfern. Darum sind nach einem Siege Selbsttäuschungen die gefährlichsten Hindernisse. Wir geben uns keinerlei Illusion hin darüber, daß alles, was bisher erreicht wurde, in einer ungeheuren Kraftanstrengung gegen eine feindliche Umwelt geschehen mußte; denn das Völkerverleben ist Kampf, Kampf in gar mancherlei Gestalt. Und hier ist die Anfechtung, die wir zu bestehen haben.

Nachgerade ist es nämlich zu einer Mode geworden, zu behaupten, daß die „Kampfzeit“ vorüber sei. Es gibt zwei Kategorien von Menschen, die so sprechen. Einmal sind es solche, die auf diese Weise noch nachträglich den Eindruck erwecken wollen, sie hätten einmal „gekämpft“: Nennen wir sie der Einfachheit halber politische Etappenhelden. Zum anderen aber sind es auch solche, die nach den ersten Siegen ungeduldig in der alten Manier irgend wohin weiterstürmen wollen: Politische Landsknechte von Temperament, die Rauflust mit edler Kampfesfreude verwechseln und eigentlich, trotz allem Lärm, auf der Flucht sind, auf der Flucht vor den geistigen Entscheidungen des neuen Kampfabchnittes unserer Bewegung. Denn es ist tatächlich noch immer Kampfzeit. Der Kampf hat nie geruht. Er hat nur andere Methoden angenommen. Verlassen wir nicht, daß es sich bei den geistigen Kämpfen der Gegenwart nicht um einen Sport handelt, wo der Sieger dem tapfer unterlegenen Gegner in ritterlicher Geste hinterher die Hand reicht. Wir stehen vielmehr in einem gigantischen Kampf der Weltanschauungen, da gibt es keinen Pardon. Weltanschauungen paktieren nicht miteinander, Weltanschauungen schließen sich gegenseitig aus. Unsere nationalsozialistische Weltanschauung trägt das Zeichen der Dauer auf der Stirn, das der kompromißlosen Anduldsamkeit. Unsere weltanschaulichen Gegner haben uns völlige Vernichtung und Ausrottung geschworen. Das gilt es illusionslos festzustellen. Sie führen dabei den Kampf mit raffinierter Fähigkeit gegen die seelischen Kraftquellen der Nation. Sie gilt es stark und widerstandsfähig zu machen. Deutschland ist das erste Land in der Welt, das seine nationale Größe nicht nur materiell und ideologisch sichert, sondern auch ganz tief seelisch verankert, das sich auch nicht mit einer politischen Neuordnung im engeren Sinne begnügt, sondern diese als eine neue totale Volksordnung überhaupt begreift, an der das ganze Volk an seinem Alltag wie an seinen Feiertagen aus vollem Herzen mitmacht und teilhat. Diese seelische Verankerung der nationalsozialistischen Volksordnung in der Gesamtheit aller Volksgenossen ist die weltanschauliche Kampfaufgabe der gegenwärtigen Generation. Sie ist erst gelöst, wenn aus jedem deutschen Herzen eine uneinnehmbare Festung geworden ist.

Der weltanschauliche Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus ist die Frage seiner Existenz. Achtet darauf, wer uns diesen Totalitätsanspruch bestreitet, und ihr werdet erkennen,

wo unsere Gegner stehen! Und dem Gegner gegenüber gibt es nur eine Verhaltensweise: Kampf!

Ich glaube, daß nun diejenigen, die meinten, es sei heute keine Kampfzeit mehr, ihre Auffassung revidieren werden. Die einen werden erkennen, daß sie doch reichlich Gelegenheit haben, früher versäumten Kampf nachzuholen. Die anderen werden unter Umstellung auf die veränderte Kampfsituation ihre erprobte Einsatzbereitschaft neu beweisen können. Beide werden aber auf jeden Fall ihre Bequemlichkeit im Geiste aufgeben und begreifen müssen, daß auch der geistige Ausbildungsstand einer weltanschaulichen Truppe dauernder Überholung bedarf, wenn sie dem Gegner gewachsen bleiben soll. P. E.

## Die Judenzone im Osten

Von den mehr als 16 Millionen Juden der Erde entfallen auf Europa allein über 10 Millionen, auf Amerika über 4 Millionen, auf Afrika etwa 550 000, auf Asien etwa 450 000 und auf Australien etwa 30 000. Europa, das zwei Drittel des Weltjudentums beherbergt, ist mit Recht ein „Judenkontinent“ geworden, zugleich wurde hier auch der erste Antisemitismus geboren. Bereits im Jahre 1290 wies England sämtliche Juden aus. In Spanien, zuvor grausam von der katholischen Inquisition verfolgt, wurden sie 1492 vertrieben aus Portugal 1497.

Besonders haben die Juden den Osten Europas als ihr ureigeres Tätigkeitsfeld betrachtet und sich hier schon seit Jahrtausenden festgesetzt. Bekannt sind die entsetzlichen Verfolgungen der Juden des 17. Jahrhunderts im ganzen Osten, als die maßlose Ausbeutungsgier der Wüstenhölhe die Wut der Völker bis zur Siedehitze ansteigert hatte. Seit den napoleonischen Kriegen wanderten zahlreiche Juden aus dem Osten, der „unerschöpflichen Judenwiege“, in den „liberalen Westen“, so daß man seit jener Zeit geradezu von einer „Judenüberschwemmung aus dem Osten“ sprechen kann. Ein Blick in die gegenwärtige Bevölkerungsstatistik zeigt, daß die Gebiete Lettland, Litauen, Polen, Weißrußland, Ukraine und Rumänien eine politisch außerordentlich gefährliche „Judenzone“ bilden, d. h. es massieren sich in dieser Zone, die dem Deutschen Reich im Osten vorgelagert ist und sich von der Ostsee durchgehend bis zum Schwarzen Meer erstreckt, fast  $8\frac{1}{2}$  Millionen Juden. Die „Judenzone im Osten“ beherbergt demnach allein  $\frac{1}{2}$  aller europäischen und die Hälfte aller auf der Welt lebenden Juden!!

Welche Verhältnisse treffen wir nun in den einzelnen Staaten der „Judenzone im Osten“ an? - In Lettland gibt es unter den 1,9 Million Einwohnern 94 000 Juden, das sind rund 5 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Juden sind in allen Städten und Dörfern Lettlands in großer Zahl anzutreffen. In der Vorkriegszeit durften sich Juden nur in Kurland ansiedeln, denn der übrige Teil des jetzigen lettischen Staates lag nicht mehr in dem jüdischen Siedlungsraum („tscherta s'edlosti“) und durfte nach den bestehenden Gesetzen nur von jüdischen „Kaufleuten erster Gilde“ sowie von Studenten der Hochschulen als Dauerwohnitz gewählt werden. Noch zahlreicher finden wir die Juden in Litauen vertreten, die auch bei der historischen Wahl im Memelland am 11. Dezember 1938 eine üble Rolle spielten. Die Minderheiten machen in Litauen 15 Prozent der Bevölkerung aus, über 7 Prozent der gesamten Einwohner sind Juden (153 000).

Am stärksten tritt das Judentum neben Litauen und Rumänien in Polen auf. Schon seit vielen Jahrhunderten sitzen die Juden hier in Osteuropa, wo sie früher einen lebhaften und einträglichen Sklavenhandel betrieben. Weit bis in die Neuzeit hinein war die deutsche Sprache im ganzen Osten Europas verbreitet, so daß sich hier, als zahlreiche Juden aus Deutschland vertrieben wurden, das „Jiddisch“, ein „Juden-deutsch“ entwickelte. Könige und Herzöge bedienten sich der Juden zum Ausfaugen der polnischen Bauern, wofür die Fremdlinge mancherlei Vorrechte (Brennereien, Ausschank von Alkohol!) in Polen erhielten. Allerdings kam es im 17. Jahrhundert zu schwersten Verfolgungen der jüdischen Steuer- und Abgabenblutsauger („Vogrome“). Später fanden die „Parasiten der Wüste“ wieder eine offene Tür beim polnischen Adel. Heute gibt es der Konfession nach in Polen drei Millionen Juden, der Rasse nach wenigstens vier Millionen, d. h. etwa 12 Prozent der Gesamtbevölkerung. „In verschiedenen Städten des Ostens bilden sie (die Juden) die Mehrheit; aber auch in der Hauptstadt Warschau wird annähernd die Hälfte der Bewohner jüdischer Rasse sein. Unter den Rechtsanwältinnen und Ärzten sind die Juden besonders zahlreich vertreten, in manchen Städten über 50 Prozent. 1930 hatte die Lemberger Advokatenkammer 80 Prozent Juden, der Nachwuchs sogar 96 Prozent. Die höheren Schulen und Hochschulen zählen rund 20 Prozent, die Volksschulen dagegen noch nicht 10 Prozent jüdische Schüler.“ (Simoleit; Ostdeutschland und Osteuropa.) In besonders anschaulicher Art und Weise spricht folgende Tatsache von der Bedeutung und Gefährlichkeit des Judentums im heutigen Polen: 1933 bis 1934 war die Muttersprache der Rechtsstudenten nur zu 79,5 Prozent das Polnische, dagegen zu 19 Prozent das Jiddische (bzw. das Hebräische); die Statistik der Konfessionen zeigt einen noch stärkeren jüdischen Anteil auf: es gehören danach etwa 29 Prozent der Hörer der mosaïschen Konfession an. (Nach „Osteuropa“, 12. Jahrgang, Heft 3, Seite 210). Ziemlich judenrein (etwa 1 Prozent) sind die Gebiete Pommernellen und Posen. Von hier wanderte nämlich ein erheblicher Teil der Juden nach Deutschland ab (Systemzeit!). Wenn auch dauernd Juden nach Amerika und in letzter Zeit auch nach Palästina abwandern, bleibt das Judentum für den polnischen Staat eine der schwersten Gefahren.

In der Sowjetunion wohnen westlich vom Ural etwa 2¼ Millionen Juden, davon allein in Weißrußland und in der Ukraine zwei Millionen. Über die Juden der Sowjetunion braucht an dieser Stelle kaum etwas gesagt zu werden, denn das hieße: Eulen nach Athen tragen. Jedermann weiß heute, daß die Juden den Bolschewismus verbreitet haben, das Regime in Rußland führen und die Völker dieses Riesenreiches maßlos ausbeuten. Entweder sterben die Völker am Juden - oder aber sie sind so stark, daß sie die unglück- und todbringenden Schmarotzer zum Teufel jagen. Heute steht aber in der Sowjetunion auf Antisemitismus noch die Todesstrafe!

Wer heute die jüngste innerpolitische Entwicklung in Rumänien beobachtet, die nichts anderes zum Ziel hat, als alle artgemäßen nationalen Regungen („Eiserne Garde“) zu ersticken und zu vernichten, der kann nur zu dem Schluß gelangen: das Judentum treibt auch hier sein verhängnisvolles Spiel! Das ist leicht verständlich: von 18,5 Millionen Einwohnern Rumäniens sind zwei Millionen Juden, d. h. rund elf Prozent. Der jüdische Weltkongress verschweigt diese hohe Zahl allerdings und gibt nur 750 000 Juden in Rumänien an. Zahlen an sich besagen natürlich noch nichts über den wahren Einfluß des Judentums. Eine andere Tatsache spricht dagegen eine sehr deutliche Sprache: der jüdische Anteil am rumänischen Volkseinkommen übersteigt 65 Prozent!! Daran gibt es nichts mehr zu deuteln; jeder vermag jetzt die Not des rumänischen

Volkes zu begreifen, das derart von jüdischen Erpressern und Mördern bedroht wird. Das ist die wirkliche Lage in der „Judenzone des Ostens“, die in Wahrheit die Millionenwiege des Weltjudentums ist. Nachstehende Tabelle veranschaulicht zusammenfassend nochmals die große Gefahr für Europa, die das östliche Judenreservoir gerade in der Gegenwart in sich birgt.

Gebiet	Gesamtbevölkerung	davon Juden
Lettland	1 900 000	94 000
Litauen	2 142 000	153 000
Polen	33 500 000	4 000 000
Ukraine u. Weißrußland	36 800 000	2 000 000
Rumänien	18 500 000	2 000 000
Judenzone		8 247 000
Europa	390 000 000	über 10 000 000
Erde	2 000 000 000	über 16 000 000

Die Judenzone im Osten birgt über 80 Prozent aller Europajuden und über 50 Prozent aller Weltjuden in sich. Damit ist dies Gebiet zu einem hochpolitischen Gegenwartsproblem geworden, das seiner Lösung harret. Durch die liberalistische Erkränkung der Völker machte die Assimilation des Judentums schnelle Fortschritte. Seitdem aber durch den Nationalsozialismus das Judentum aus dem Gesamtleben der Deutschen Nation ausgeschaltet und als eine uns rassisch fremde Minderheit behandelt wird, erwachen auch andere Völker und sehen in der Ausschaltung des jüdischen Einflusses das Hauptproblem ihrer Politik. Mit dem 30. Januar 1933 ist das Zeitalter der jüdischen Assimilation in Deutschland zu Grabe getragen worden; mit Adolf Hitler hat das Zeitalter der rassischen Dissimilation, d. h. der Wiedertrennung vom Judentum, in der ganzen Welt seinen Anfang genommen.

wedl.

## Kulturleben in Pommern

### „Stettiner Peperkoten“

Wer in den Wochen des Weihnachtsmonats durch den lichterhellen Abend unserer Gauhauptstadt gegangen ist, den grüßten auf den weiten Promenaden des Paradeplatzes und des Königsplatzes vierzehn hochragende Adventspyramiden, wie sie prächtiger und sinnvoller kaum gedacht werden können. Sie beherrschten vom ersten Abenddunkel an das langgezogene Gesamtbild der beiden Plätze, und sie werden dazu berufen sein, ein neues weihnachtliches Brauchtum für Stettin einzuleiten. Man muß es schon selbst erlebt haben, wie glänzende Kinderaugen zu diesen Pyramiden hinausschauten, und man muß schon die starke Wirkung der Pyramiden am „Tage der Nationalen Solidarität“ gespürt haben, als sich das Licht ihrer ungezählten Kerzen über die vielen Tausende der gebestäubigen Stettiner ergoß!

Vielleicht sind es weniger die Pyramiden selbst, die wir als lichte Neuerung im vorweihnachtlichen Stettin begrüßten, als mehr noch der hervorragende bunte Schmuck, der von den grünen Ringen herunterhing: die auf Holz gemalten Bilder des Matrosen, des Dampfers, des Fischerbootes, des Ankers, der Glunder und der Möwe. Dinge sind es der engeren Heimat, denen wir täglich begegnen und die unzertrennlich mit Stettin und mit ganz Pommern verbunden sind. Gerade durch diese Figuren, die von Oberbaurat Dr. Reichow unter tatkräftiger Mitarbeit von K. Langbecker angeregt und entworfen wurden, erhalten die Adventspyramiden einen eigenen, bodenständigen Ausdruck, der als Beginn eines schönen Brauchtums gewertet sein will. Denn mehr als je kommt es heute darauf an, nachdem man sich des Wertes völkischer Eigenart



Aufn.: Vogt (Blum)

wieder bewußt ist, Traditionen zu schaffen, Volksgut zu wecken und ihm den Atem der Zeit zu geben.

Man ist weiter dazu übergegangen, die genannten Adventsfiguren gleichzeitig noch in einer anderen Form jährlich wiederkehren zu lassen: in Gestalt schmackhafter mit Zuckermanteln und Korinthen verzierter Lebkuchen. Wer einmal einige Stücke dieser im wahrsten Sinne echten „Stettiner Peperkoken“ in ihrer ansprechenden Ausführung gesehen hat, der muß sich über die charakteristische Neuschaffung freuen. Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß unsere Lebkuchen ihren Weg machen werden, daß sich wie der Lübecker Marzipan oder der Dresdner Stollen schließlich zu einem Begriff entwickeln, der weit über die Pommerngrenzen hinaus einen guten Klang hat. Natürlich bleiben die Figuren keineswegs auf ihre augenblicklichen Motive beschränkt, sie sollen vielmehr jeweils ergänzt und erweitert werden - allerdings immer nur so, daß sie ein Stück Heimatleben und Heimatgeschehen widerspiegeln. ri.

### Stadttheater Stettin

Für den Monat sind insgesamt vier Neuinszenierungen in Vorbereitung. Die Oper „Fra Diavolo“ von Auber wird von Intendant Dr. Walter Storz vorbereitet, der für Regie und Entwurf verantwortlich ist. Die musikalische Leitung hat Kapellmeister Heinz N. Zilcher. Bühnenbilder: Otto Marker. Im Schauspiel sind „Die Ratten“ von Gerhardt Hauptmann vorgesehen unter Regie von Oberregisseur Fritz Remond. Diesen Aufführungen schließen sich zwei Operetten-Neuinszenierungen an: Oberregisseur Hans Fuchs wird Anfang Januar die Operette „Peppina“ von Robert Stolz herausbringen und gegen Ende Januar erscheint unter der Spielleitung von Robert Behn „Der goldene Pierrot“ von Walter W. Goetze auf dem Spielplan. Neben diesen Neuinszenierungen stehen die Wiederholungen der in das neue Jahr hinüberwechselnden Aufführungen von den Opern „La Bohème“, „Cavalleria rusticana“ und „Der Bajazzo“, im Schauspiel von „Die beiden Gregorius“ von Stefan von Kamare. Die Operette bringt weiterhin den „Zigeunerbaron“ und „Meine Schwester und ich“. Die Nachmittagsvorstellungen werden auch nach den Weihnachtsfeiertagen weitgehendst vom Weihnachtsmärchen „Der gestiefelte Kater“ beherrscht.



# Reichspommernbund

## An die Mitglieder des RPV.

1. Noch einmal möchte ich auf unsere neue Bundesnadel hinweisen, die von allen Bundesmitgliedern getragen werden soll. Unsere Dresdener und Eberswalder Landsleute bestätigen mir schon die Schönheit der Nadel. „Sie haben uns sehr viel Freude damit bereitet“, schreibt der Vorsitzende der Eberswalder Landsmannschaft. Die Nadel kostet 40 Pfennig. Sie kann durch alle Vereinsvorsitzende bezogen werden.

2. Auf das Heimat-Jahrbuch für den Kreis Groß-Stettin, das im Auftrag des Kreisleiters der NSDP herausgegeben wurde und dem Heimatgedanken dienen soll, mache ich unsere Mitglieder aufmerksam. Das inhaltsreiche Buch ist für 1,00 Reichsmark beim Verlag Fischer & Schmidt, Stettin, Große Wollweberstraße 13, zu haben.

3. Allen Mitgliedern unseres Bundes und ihren Angehörigen wünsche ich - zugleich im Namen des Beirats und aller Vereinsvorsitzenden - ein gesegnetes neues Jahr.

## An die Mitglieder des Gaues Groß-Berlin/Brandenburg

Alle Mitglieder unseres Gaues lade ich zu unserem gemütlichen Beisammensein am Sonntag, dem 22. Januar, 17.30 Uhr, im großen Saal des Hotels „Deutscher Hof“, Luckauer Straße 15

(nahe am Moritzplatz), ein. Wir haben zwei Redner aus Stettin zu erwarten und werden von ihnen allerlei Schönes aus der Heimat hören. Von 7 Uhr ab Musik und Tanz. Eintrittspreis: 30 Pf. Ich erhoffe allezeitige Beteiligung. Walter Schröder.

## Gau Groß-Berlin/Brandenburg

**Landsmannschaft der Pommern in Babelsberg.** Am 11. Dezember hatten wir uns im Konzerthaus zu einer sehr gut besuchten Weihnachtsvorfeier zusammengesunden. Die mit Lichtern und viel Tannengrün geschmückten Tische luden zu einer gemütlichen Kaffeetafel ein. Weihnachts- und Heimatlieder folgten, die von Gedichten unserer Kleinsten unterbrochen wurden. Auch diesmal wurden wieder viele kleine Paketchen verteilt, mit denen sich unsere Mitglieder gegenseitig erfreuten und die viel Jubel und Heiterkeit auslösten. Plattdeutsche Vorträge und Nachrichten aus der Heimat vervollständigten den Abend, der allen ein paar gemütliche Stunden geschaffen hat. - Jahreshauptversammlung am 8. Januar um 17 Uhr.

**Landsmannschaft der Pommern in Berlin.** Auf dem letzten diesjährigen Heimatabend plauderte - nach einer ebenso herzlichen wie humorvollen Begrüßungsansprache und „Kurznachrichten aus der Heimat“ - der Vorsitzende Lds. W. Schröder über sein heimatverbundenes Wirken und Schaffen und brachte eigene hoch- und

## Versammlungskalender für Januar 1939

Montag,	2. Jan.,	20.15 Uhr:	Landsm. der Pommern, Dresden (Heimatabend)	Dresden, Restaurant „Sandlerbräu“
Mittwoch,	4. Jan.,	20.30 Uhr:	Landsm. der Pommern, Rostock (Gen.-Vers.)	Rostock, Mahn- u. Ohlerichs Keller
Mittwoch,	4. Jan.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Versammlung)	Erfurt, Stadthaus
Mittwoch,	4. Jan.,	20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, Halle (Versamml.)	Halle, Bahnhof
Sonabend,	7. Jan.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Südost (Gen.-Vers.)	Berlin, Dieffenbachstraße 76, Am Urban
Sonntag,	8. Jan.,	19.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Babelsberg (Gen.-Vers.)	Babelsberg, Konzerthaus
Mittwoch,	11. Jan.,	20.30 Uhr:	Ruppiner Pommernbund, Neuruppin (Heimatabend)	Neuruppin, Bernaus Hotel
Mittwoch,	11. Jan.,	20.00 Uhr:	Verein der Bütower (Gen.-Vers.)	Berlin=Charlottenburg, Berliner Straße 61
Mittwoch,	11. Jan.,	20.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower (Gen.-Vers.)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Donnerstag,	12. Jan.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Berlin (Heimatabend)	Berlin, Luckauer Straße 15 (Deutscher Hof)
Sonabend,	14. Jan.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Eberswalde (Gen.-Vers.)	Eberswalde, Ldsm. Gips
Sonabend,	14. Jan.,	20.00 Uhr:	Verein der Nipperwiefer (Gen.-Vers.)	Berlin, Habsburger Straße 1 (Klause)
Sonntag,	15. Jan.,	17.00 Uhr:	Heimatverein Köslin (Gen.-Vers.)	Berlin, Ohmstraße 2 (Berliner Klubhaus)
Sonntag,	15. Jan.,	18.00 Uhr:	Pommernbund Naumburg (Stiftungsfest)	Naumburg, Eiserner Wenzel
Montag,	16. Jan.,	20.00 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatl. Kunst und Art (Heimatabend)	Berlin, Friedenauer Ratskeller
Dienstag,	17. Jan.,	20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Neumünster (Versammlung)	Neumünster, Hotel „Kaiserecke“
Sonabend,	21. Jan.,	20.00 Uhr:	Verein der Pommern, Kiel-Gaarden (Versamml.)	Kiel-Gaarden, Kleines Rest., Kirchenweg 16
Donnerstag,	25. Jan.,	20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, München (Vers.)	München, „Regensburger Hof“
Sonntag,	29. Jan.,	17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Potsdam (Gen.-Vers.)	Potsdam, „Zum Obelist“, Hohenzollernstr. 27

plattdeutsche Dichtungen eindrucksvoll zum Vortrag. Besonderen Anklang fanden seine Familien- und Kindergedichte und seine Balladen. Umrahmt war der Abend von Gesangsvorträgen des Opernsängers Walter Wunderlich, der drei Lieder von Walter Schröder vortrug; reichem Beifall dankte Sänger und Dichter. Mit dem Heimatabend war eine Sonderchau von Werken des Kunstmalers Max Göblner verbunden. Die zahlreichen Landschaftsbilder, deren Motive dem Kösliner Küstengebiet entnommen waren, fanden ungeteilten Beifall. Fröhliche Unterhaltung und Tanz hielten Landsleute und Gäste noch lange beisammen. Neu aufgenommen wurden sieben Mitglieder. - Auf dem nächsten Heimatabend am 12. 1. wird Ldsm. Hans Grade, der Altmeister der Flieger, sprechen.

**Landmannschaft der Pommern in Eberswalde.** Auf unserer Weihnachtsfeier am 10. 12. entbot der Vorf. den Willkommensgruß. Ein Gedicht und ein Weihnachtsfestspiel brachten uns dem weihnachtlichen Erleben näher. Spannung lag auf allen Gesichtern, als der Weihnachtsmann erschien, der, bewaffnet mit Rute und Korb, seine Gaben verteilte. Bei Kaffee und Kuchen fand dann eine von sechs Landsleuten eingerichtete Verlosung statt, und da jedes Los gewann, war jeder zufrieden. Ein gemütliches Beisammensein, das Ldsm. Manthey leitete, beendete die schöne Feier. - Generalversammlung am 14. 1.

**Ruppiner Pommernbund in Neuruppin.** Der letzte Heimatabend stand ganz unter dem Zeichen des Advents. Stimmungsvoll umrahmt wurde die schlichte Feier durch die Ansprache des Vorf. Ldsm. Wendt, einem Vorpruch, ein Adventsgedicht, gemeinsame Lieder, weiter durch Gesangsvorträge eines Gastes und Musikstücke. - In der anschließenden geschäftlichen Sitzung sorgte - nach Bekanntgabe von Bundesmitteilungen und nach drei Neuanmeldungen - unser Pressedienst wieder für eine ganze Reihe interessanter Berichte aus der Heimat. Ab 1. Januar wird der Monatsbeitrag 0,25 RM. beitragen. Das letzte Stiftungsfest fand in der Besprechung Anerkennung und befriedigte auch finanziell. Dem WSW. sollen aus der Kasse 10 RM. überwiesen werden. Eingehend wurden die Aufgaben des Bundes im kommenden Jahr besprochen. Die Jahreshauptversammlung findet im Februar statt. - Nächste Versammlung am 11. 1.

**Landmannschaft der Pommern in Potsdam.** Nach einem kurzen geschäftlichen Teil wurde unsere Adventsfeier am 11. 12. mit unserem schönen Pommernlied eingeleitet, dem ein kleines Weihnachtspotpourri, gespielt von Dietrich Sticken, folgte. Dann sprach, wie alljährlich, Pfarrer Hermentau, der herzliche und zündende Worte fand für den unerschütterlichen Glauben des ersten Nationalsozialisten, der wahrhaft Berge versetzt hätte. Besonders schilderte er die Größe des Jahres 1938 und stellte den Glauben des Führers, die Liebe zu seinem Volk und die Treue zu seinem Vaterland voran. Nach einem Vortrag aus Fritz Reuters „Weihnachtsfeier in'n Pastorhus“ erschien der Nikolaus mit seinen reichen Gaben. Hell glänzten besonders die Augen der Kleinsten und innig wurde das Püppchen, der Ball oder ähnliches an das Kinderherz genommen. Die

gut gesungenen Weihnachtslieder von Landsmännin Kran und Ldsm. Schmidt fanden wieder reichen Beifall. Bei Plauderei und Heimitänzen hielt pommersche Gemütlichkeit die Landsleute noch lange beisammen. - Generalversammlung am 29. 1. um 17 Uhr; Erscheinen ist Pflicht.

**Verein der Bütower in Berlin.** Am 6. 12. verstarb unser Ehrenmitglied Albert May im fast vollendeten 89. Lebensjahr. Ihm widmete der Vorf. auf dem letzten Heimatabend einen herzlichen Nachruf. Er pries den edlen Charakter des Verstorbenen und seinen Fleiß gegenüber dem Verein. - Eine große Anzahl Mitglieder folgten seinem Sarge und bekundeten damit, daß seine Liebe und Treue zum Verein nie vergessen werden soll. Am Sarge des Verstorbenen sprach Ldsm. von Refowsky noch einmal Worte des Dankes für alles das, was Ldsm. May für den Verein getan hat. - Die Neubestellung unserer Heimatzeitschrift wurde von fast allen Mitgliedern in der vorgeschlagenen Weise hingenommen. Am 4. 2. veranstalten wir ein Winterfest. Näheres in der nächsten Sitzung am 11. 1. (Jahreshauptversammlung). Unser Verein hat die Patenschaft eines Kindergarten im Kreise Bütow übernommen. Beauftragt wurden hierfür Frau Bittrich, Frau Fröhlich, Frau Hoffmann und Frau Mix.

**Heimatverein Dramburg in Berlin.** In froher Stimmung beginnen wir am 17. 12. unser Weihnachtsfest, das, nach einem Prolog von Landsmännin Lüdtko, der stellv. Vorf. Gerh. Vork durch eine Begrüßungsansprache einleitete. In inhaltsreichen Sätzen verstand er es, alles das zu sagen, was unser Herz um die Weihnachtszeit bewegt. Seine herzlichen Worte nahm der Bundesvorf., Ldsm. W. Schröder, zum Anlaß, seinerseits auf Sinn und Bedeutung der Weihnacht hinzuweisen. Und er sprach dann von der großen Freude, die heute Millionen Deutscher teilhaftig geworden sind durch die wunderbare Großtat des Führers, das Fest der Freude und des Friedens gleichsam als ein Dankfest zum erstenmal in der großen Heimat feiern zu können. Nachdem der Weihnachtsmann (Ldsm. A. Pape) seine Mission bei groß und klein erfüllt und zuvor der kleine Klaus Horn noch ein Gedicht aufgesagt hatte, kam der Tanz zu seinem Recht, der uns in fröhlicher Stimmung noch lange beisammenhielt. - Der Tag der nächsten Sitzung (Generalversammlung) wird durch ein Rundschreiben bekanntgegeben.

**Verein ehem. Fiddichower in Berlin.** Die diesjährige Weihnachtsbescherung, die mit einem Weihnachtslied und der Ansprache des Vorf. eingeleitet wurde, hatte einen sehr guten Besuch aufzuweisen. Für groß und klein hatte der Weihnachtsmann wieder reichliche Gaben mitgebracht. Nachdem die Geschenke verteilt waren und die Kinder ihre Gedichte aufgesagt hatten, wurde in fröhlicher Stimmung zum Tanz aufgespielt. - Generalversammlung am 11. 1.; wegen der wichtigen Tagesordnung ist das Erscheinen aller Mitglieder Pflicht. Wir weisen weiterhin auf den am 21. 1. in der Lichtburg am Bahnhof Gesundbrunnen stattfindenden Maskenball hin; Eintritt 1,00 RM., Anfang 20 Uhr. Eintrittskarten sind noch auf der Generalversammlung und beim Vorf. und Kassierer zu haben.



## Gau Mitteldeutschland

**Verein der Greifswalder in Berlin.** Am 26. 11. feierten wir unser 36. Stiftungsfest. Nach Einmarsch der Banner begrüßte der Vorf., Ldsm. Diebow, die zahlreich erschienenen Gäste, vor allem den Vorf. des RPB., Ldsm. W. Schröder, der in seiner Festansprache betonte, daß er gern in unserem Verein erscheine, da er jahrelang in Greifswald gelebt habe. Für 10jährige Mitgliedschaft wurde dem Kassierer Ldsm. A. Pinnow die Ehrennadel überreicht, während seine Frau als treue Landsmännin einen Blumenstrauß erhielt. Großen Beifall fanden dann die Spitzentänze zweier zwölf- und dreizehn-jähriger Tanzschülerinnen einer Berliner Ballettschule: Gisela Weigmann und ihre japanische Freundin Christa Peking, Tochter eines hiesigen Botschaftssekretärs. - Am 18. Dezember fand unsere Weihnachtsfeier statt, die Ldsm. Pinnow durch eine Begrüßungsansprache einleitete und die in der Kinderbescherung und im alten Julklapp ihren Höhepunkt hatte. Mit flotten Tänzen fand die Feier ihren harmonischen Abschluß.

**Heimatverein Köslin in Berlin.** Nach Erledigung der kurzen Tagesordnung leitete ein Weihnachtslied und ein Prolog, von der Tochter unseres Ldsm. Fischer gesprochen, die Adventsfeier am 11. Dezember ein. Ldsm. Klein begrüßte in herzlichen Worten die zahlreich Erschienenen. Dann nahm Ldsm. Raddatz als Weihnachtsmann die Bescherung der Kinder vor, während die Mitglieder sich gegenseitig beschenkten. Nach dem Gesang verschiedener Weihnachts- und Bundeslieder begann der Tanz mit Überraschungen, der erst um Mitternacht in allerbesten Stimmung endete. - Nächster Heimatabend (Generalversammlung.) am 15. 1.

**Verein der Nipperwieser in Berlin.** Auf dem letzten Heimatabend gedachte Ldsm. W. Rarge in ehrenden Worten unseres am 23. 11. verstorbenen Adolf Rosenfeldt, durch dessen Tod eine fühlbare Lücke entstanden sei. Ldsm. Rosenfeldt hat dem Verein seit seinem Bestehen angehört und sich besonders in den letzten Jahren als zeitweiliger Vorf. große Verdienste um Verein und Heimat erworben. Wir betauern den viel zu früh Dahingegangenen, sein Name aber wird stets in unseren Reihen fortleben. - Außerst lebhaft gestaltete sich die Aussprache über unser 13. Stiftungsfest, das Ende Februar stattfinden und diesmal besonders groß aufgezogen werden soll. Bestellungen auf Bundesabzeichen werden bei Ldsm. Rarge entgegengenommen. Die Leser des „Bollwerk“ werden darauf hingewiesen, die Zeitschrift durch den Briefträger zu bestellen. Der Gemeindegruß brachte wieder Interessantes aus der Heimat. - Generalversammlung am 14. Januar.

**Pommernbund Südost in Berlin.** Am 29. 11. verstarb unser langjähriges Vorstandsmitglied, Ldsm. Schulz, im 61. Lebensjahr. In der Dezemberitzung gedachte der Vorf. seiner in ehrenden Worten, er war allen ein guter Kamerad und Freund, den wir nie vergessen werden. - Neu aufgenommen wurde Ldsm. Hans Bartzke. Ldsm. Borchardt gab einen Bericht von der letzten Gauitzung, der allgemeine Zustimmung fand. Am 25. 2. findet ein Maskenball statt, Eintritt 0,75 RM. Unser Vorf. Ldsm. O. Malitz wurde für seine treue 30jährige Vereinsarbeit vom Bundesvorsitzenden in den Beirat des RPB. berufen. - Hauptversammlung am 7. 1. Erscheinen aller Mitglieder ist Pflicht.

**Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art.** Beim Lichterbaum und an weihnachtlich geschmückten Tischen hatten sich am 15. 12. eine große Schar Landsleute zusammengefunden, die den interessanten Darbietungen Stimmungsfroh folgten. Da war zunächst Gertrud Brandes, die in plattdeutscher Mundart „Mien Muder sprak“ und „Dör Wiehnachten“ sowie einige von ihr vertonte Lieder von Willem Henschel vortrug, von Annamarie Thilo begleitet. Die Landsleute Görcke, Schirmer und Genken teilten sich in den weiteren, meist plattdeutsch gehaltenen Vorträgen, von denen „De Bullenwisch“ und „Kantor Nepilus sien Wiehnachtsgeschenk“ wahre Lachstürme hervorriefen. Weihnachtsgeschenke an alle Damen und eine amerikanische Verlosung erhöhten die Freude, zu der die humorgewürzten Reden von Ldsm. Eschenbach wesentlich beitrugen. - Die nächsten Heimatabende sind am 16. 1., 15. 2., und 16. 3., die folgenden Vorstandsabende am 22. 2. und 2. 3. Wer die Umfrage wegen des „Bollwerk“-Bezuges noch nicht beantwortet hat, wird gebeten, dies umgehend nachzuholen.

**Landmannschaft der Pommern in Dresden.** Bei hellem Lichterglanz konnten wir der „Legende um den Tannenbaum“, vorgetragen von Frau Knopf, die uns gleichzeitig wieder durch die schöne Ausschmückung der Adventsfeier erfreute, andächtig zuhören. Es wurden dann einige Weihnachtslieder, auch in plattdeutsch, gemeinsam gesungen, deren Text wir dem „Pommernsang“ entnommen hatten. Ldsm. Brunk gab anschließend eine Schilderung seiner Reise in die Heimat, die besonders nach seiner Vaterstadt Dramburg und nach Kallies führte, zum besten. Nachdem Ldsm. Leichsenring noch einige plattdeutsche Lieder zur Laute gesungen hatte, ging der schöne Abend mit gegenseitigen Wünschen für das Weihnachtsfest zu Ende. - Wir bitten unsere Mitglieder, doch die alte Pommerntreue zu bewahren und die Heimatabende zahlreicher zu besuchen. Der Monatsbeitrag wurde auf 30 Pf. festgesetzt. Nächster Heimatabend am 2. 1. Am Sylvesterabend ist für uns ein runder Tisch im Sandlerbräu, Revier 2, reserviert; rege Beteiligung ist erwünscht.

**Verein heimatlicher Pommern in Halle.** Die Versammlung am 7. 12. war mit einer recht gemütlichen Adventsfeier verbunden, zu der Ldsm. Stadt die Tische mit Tannengrün und Lichtern nett geschmückt hatte. Ldsm. Bazlaff und zwei Mitglieder seiner Kapelle spielten alte Weihnachtslieder und füllten den größten Teil des Abends mit ihren musikalischen Ausführungen aus, wofür herzlich gedankt wurde. - Die Feier des Stiftungsfestes findet am 14. 1. und das Lungwurstessen am 4. 3. im Haus an der Moritzburg statt. Für den Kindergarten in Bernsdorf, Kreis Bütow, übernimmt der Verein die Patenschaft; eine Sammlung ergab 15 RM., die dem Kindergarten sogleich überhandt wurden. Die Frauen des Vereins treffen sich an jedem Montag um 16 Uhr im Vereinszimmer zu einem gemütlichen Beisammensein. Zwei neue Mitglieder wurden aufgenommen und herzlich willkommen geheißten. - Nächste Sitzung am 4. Januar.

**Pommernbund Naumburg.** Die mit Tannengrün und Silberfäden geschmückte Tafel und heller Kerzenschein schufen rechte Adventsstimmung und ließen die Abendstunden den zahlreich Erschienenen nur zu schnell entfliehen. Leider hatten wir vor kurzem den plötzlichen Heimgang unseres treuen Mitgliedes Frau von Orthen zu beklagen; ihrer wurde ehrend gedacht. Nach Bekanntgabe der Eingänge erklangen bald die Weihnachtslieder, von Frau Schwindt (Flügel) und ihrem Gatten (Geige) sinnig begleitet, und zum Schluß das Niederländische Dankgebet. In einer Pause erfreute uns unser hochbetagter Ldsm. Hilliger in meisterhafter Weise durch ein Tongemälde von Chopin. - Unser Stiftungsfest feiern wir mit einem Bratwurstessen am 15. 1.; Gäste sind willkommen. Anmeldung bis 10. 1. Zum Besten des WfW. veranstalten wir dabei wieder eine Verlosung, wozu Geschenke erbeten werden. „Das Bollwerk“ ist fortan durch die Post zu beziehen. Wir erwarten, daß die Zeitschrift, die so vieles von der alten Heimat erzählt, auch weiterhin von jedem gelesen wird. Der Vortrag über das Sudetenland mußte wegen Zeitmangels auf Februar verschoben werden.

## Gau Nordwestdeutschland

**Verein der Pommern in Neumünster.** Auf dem letzten Heimatabend gab der Vorf. seine Freude über das zahlreiche Erscheinen Ausdruck. Er erläuterte die neuen Bestimmungen über den „Bollwerk“-Bezug und bat alle Mitglieder, die Zeitschrift weiterzulesen. Die Versammlung nahm die Patenschaft des Kinderheimes in Damsdorf, Kreis Bütow, an. Viel Interessantes brachte wieder der Heimatbericht. Nach dem Gesang einiger Weihnachtslieder begann dann das Festessen, das jedem gut gemundet hat. Bis zum Schluß blieben die Anwesenden bei Tanz und in froher Stimmung beisammen.

**Landmannschaft der Pommern in Rostock.** Die Monatsversammlung am 7. 12. hatte einen guten Besuch zu verzeichnen. Die Weihnachtsfeier, in deren Vordergrund wieder die Kinderbescherung steht, wurde für den 27. 12. beschlossen. Am 1. Januar treffen sich die Landsleute zu einem Neujahrsfrühstücken um 10 Uhr im M. & O.-Keller. Die Jahreshauptversammlung findet am 4. 1. um 20.30 Uhr statt.

## Gau Süddeutschland

**Verein heimattreuer Pommern in München.** In den Oktober- und Novemberversammlungen begrüßte der Vorf., Ldm. Tabbert, die zahlreich erschienenen Gäste, um dann über die Entwicklung des noch jungen Vereins seit der Gründung im Juni 1938 zu sprechen. Die beiden Abende führten zu einem vollen Erfolg: sieben neue Mitglieder konnten aufgenommen werden. - Das pommersche Samenkorn ist nun auch in München auf fruchtbarem Boden gefallen und allmonatlich wird Ernte gehalten. Die Aufbauarbeit geht weiter, und jedes Mitglied verbürgt sich dafür, noch abseits stehende Landsleute dem Verein zuzuführen. - Für Januar oder Februar ist eine karnevalistische Veranstaltung geplant. Nächste Versammlung am 26. 1. im „Regensburger Hof“.

## BÜCHER

**Al Lüj vertellen.** Plattdeutsche Volkserzählungen aus dem pommerschen Weizacker, gesammelt und nach dem Volksmunde herausgegeben von Hugo Stübs, Universitäts-Verlag Greifswald, Preis 3,60 RM. - Der Verfasser ist unseren Lesern seit längerem durch seine „Geschichten aus dem Pyritzer Weizacker“ bekannt. Wir betonten bereits bei ihrer Veröffentlichung, daß sie in ihrer Art so köstlich und humorvoll in der unverfälschten Sprache des Weizackers niedergeschrieben sind, daß sie nicht dem Schicksal des Aussterbens verfallen sollten. Denn diese echten Volkserzählungen, von denen das vorliegende Buch rund 100 vereinigt, verdanken ihr Entstehen einzig der mündlichen Überlieferung, wie sie den Bauern und Arbeitern abgelauscht wurden. Wenn Hugo Stübs, der im Verlauf eines Jahrzehnts etwa 400 dieser Geschichten gesammelt hat, plant, in absehbarer Zeit weitere Teile zu veröffentlichen, so begrüßen wir dies auf das wärmste. Schon jetzt aber möchten wir sein erstes Buch, das einige nette Bildbeigaben schmückt, jedem herzlich empfehlen. Es ist urwüchsig und für Pommern erstmalig. ri.

**Gartenfreunde wie noch nie.** Von Karl Foerster, Verlag der Garten Schönheit, Berlin; Kart. 5,80, geb. 7,50 RM. - Dieses mit über 400 farbigen und schwarzen Abbildungen, mit vielen Tabellen und Listen geschmückte Buch nennt sich in seinem Untertitel „Kleines Gartenräger-Lexikon“. Es ist in der Tat ein derart umfassendes und in seiner Art nachdenklich stimmendes und belustigendes Werk, das jeder gern zur Hand nehmen wird, ja, nehmen muß, dem Garten und Pflanzen Lebensinhalt bedeuten. Gerade in den Wintermonaten, wo die Gartenpläne des Sommers reifen, vermittelt es eine Fülle von wertvollen Anregungen, die ihrerseits das Wissen vermehren und herrlichen Blütschmuck und größere Ernten gewährleisten. ri.

**Zwei Bücher von Gerhard Ringeling,** die im Wichern-Verlag, Berlin, erschienen sind. Das erste nennt sich „Menschen vom Lande“. Es sind sechs Erzählungen, deren jede in ihrer klaren, knappen Sprache so viel Wärme und Menschentum in sich birgt, daß man diesen schönen Band innerlich bereichert aus der Hand legt. (Preis 2,00 RM.) - Von der gleichen Erzählerkunst zeugt das andere Buch Ringelings, der Roman „Die schöne Gesine“. Art und Sitte des niederdeutschen Bauern, seine Arwüchsigkeit und seine Glaubenswelt finden in den geraden Menschen, die Ringeling in das Geschehen seines Romans stellt, ihren tiefen Niederschlag. (Preis 3,00 RM.) Zwei prächtige Bücher, die wir gern empfehlen. er.

**Die Frau im Märchen.** Von Matthes Fiegler, Verlag Koehler & Amelung, Leipzig; Kart. 5,80, geb. 8,50 RM. - In diesem Buch, das innerhalb der „Sachwissenschaftlichen Untersuchungen“ der Gemeinschaft „Deutsches Ahnenerbe“ (Berlin) erschienen ist, behandelt Fiegler, bekannt als Schriftleiter der NS.-Monatshefte in

systematischer Aufgliederung das gesamte gedruckte und handschriftliche Quellenmaterial des deutschen Märchens. Allein mit dessen Erfassung wäre für die Volkskunde und die Überlieferung von Sage und Mythe viel gewonnen. Darüber hinaus aber treten von Sinn und Wesen des deutschen Märchens, das ja mehr als nur eine Angelegenheit der Kinder vom Standpunkt der Erwachsenen aus ist, in und aus der Darstellung klar hervor. Aus dieser durchaus kritischen Untersuchung quillt bei ganz nüchterner Gedankenführung eine Fülle lebendigster Vorstellungen über die deutsche Frau und ihre Wesenhaftigkeit. Sie ist die wissenschaftliche Bestätigung des seelischen Gewebes von Sehnsucht und Ahnung, von Glaube und Religiosität, die wir für den Kampf um eine deutsche Weltanschauung germanischen Ursprungs brauchen. Wem die Volkskunde am Herzen liegt, der sollte das Buch lesen. re.

## RÄTSEL

### Silbenrätsel

ar — ar — bar — har — co — de — de — de — de —  
deck — del — düp — e — em — ent — gen — gow — ha —  
in — in — im — karls — korb — la — la — li — li — men  
— mün — mün — nat — nei — neu — neu — nis — o —  
pel — pez — pi — pir — plat — ree — rei — ro — se —  
spi — stel — ster — stolp — sun — ta — tan — te — ter  
— tra — tra — va — vom — ve — ven — we — witt — zi

Aus obigen Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von unten nach oben, und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, einen berühmten Feldherrn (1715—1759) und einen großen Balladenkomponisten mit ihren Geburtsorten ergeben. (Beide sind in Pommern geboren.) (ch = ein Buchstabe)

1. geometrische Figur, 2. Hafendorf Hinterpommerns, 3. Imkereigerät, 4. Sonderschreiben, 5. Gottesdienstteil, 6. pommersches Seebad, 7. Familiengut Hindenburgs, 8. Kloster bei Danzig, 9. Fledermausart, 10. dänischer Schlachtort (1864), 11. wohlriechende Pflanze, 12. deutscher technischer Erfinder, 13. Strandfläche bei Danzig, 14. Hafensperre, 15. Nervenerkrankung, 16. militärischer Übergangsort an der Schlei (1864), 17. Aufseher, 18. Badeort bei Lübeck, 19. Halbinsel, auf der Nr. 10 liegt, 20. Erziehungsanstalt, 21. Schifffahrtsunternehmen, 22. Gaukler.

### Auflösungen aus dem Dezember-Heft

#### Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Gong, 3. Gans, 5. Norm, 6. Gratulation, 9. Raft, 10. fama, 11. Bahn. Senkrecht: 1. Granulation, 2. Gnom, 3. Grog, 4. Saft, 7. Topf, 8. Nota, 9. Raub.

#### Silbenrätsel

1. Frankfurt, 2. Reseda, 3. Irene, 4. Sonntag, 5. Chamonix, 6. Godwin, 7. Egge, 8. Wolga, 9. Adebart, 10. Gellert, 11. Theater, 12. Idaho, 13. Salta.

Früh gewagt, ist halb gewonnen.

#### Silbenrätsel

1. Düna, 2. Immkorf, 3. Eckernförde, 4. Stubber, 5. Jasmund, 6. Nawa, 7. Neuhaus, 8. Eilau, 9. Tucker, 10. Robert, 11. Ute, 12. Elli, 13. Geibel, 14. Clement, 15. Neufahrwasser, 16. Niveau, 17. Jordansee, 18. Chirurg, 19. Tolkemit.

Die Sinne trüegen nicht, aber das Urteil trüegt.

#### Besuchskartenrätsel

Schneiderin.

# Landschaftliche Bank für Pommern



(Central-Landschafts-Bank)

Bankanstalt des öffentlichen Rechts / Hinterlegungsstelle  
für Mündelgelder

## STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech-Sammel-Nr. 25421

Postscheck-Konto: Stettin 1436

**Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte  
für Landwirtschaft, Handel, Gewerbe,  
Industrie und Privatpersonen**

Annahme verzinslicher Einlagen · Sparkonten · Kontokorrentverkehr · Gewährung von Krediten  
Diskontierung von Wechseln · An- u. Verkauf von Wertpapieren u. ausländischen Zahlungsmitteln  
Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und verschlossenen Depots  
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß der Mieter



## HEIMAT- UND WELTGESCHEHEN -

zwei grundverschiedene Begriffe  
und doch vereint in der führenden  
Tageszeitung Pommerns, der  
**POMMERSCHEN ZEITUNG**

Täglich ausführliche Berichte  
eigener Korrespondenten  
schildern Ihnen das Neueste aus  
**Politik, Wirtschaft und Sport**

Darum lesen Sie täglich die

**Pommersche  
Zeitung**

mit den vielen Bildern!

Anzeigen im „Bollwerk“ finden Beachtung!

## F. Hessenland

Stettin, Große Domstr. 6-9 · Fernruf 3 03 40 u. 3 66 20

**Buchdruck  
Rotationsdruck  
Offset- und Steindruck  
Großbuchbinderei  
Linieranstalt**



Hessenlanddruck ist Qualitätsarbeit

Nur 10 Rpf.  
kostet der  
Anzeigen-  
Millimeter  
und nur  
8 Rpf.  
in  
einspaltigen  
Anzeigen  
bis zu  
150 mm Höhe  
\*  
Werbung im  
„Bollwerk“  
ist preiswert  
u. erfolgreich



# Die niedrigen Tarife

## für Gas und Strom

zur Förderung  
der Lebenshaltung!

Die ausgiebigen Anwendungsmöglichkeiten von Gas und Elektrizität erzielen eine bessere Bewirtschaftung, gestalten das Leben bequemer und man spart

Zeit und Geld

Unverbindliche Beratung jederzeit

**Für Gas:**  
Kl. Domstr. 20

**Für Elektrisch:**  
Schulzenstr. 21

# Stettiner Stadtwerke

GEOT